

RUDOLF KIRCHER • FAIR PLAY

FAIR PLAY

SPORT SPIEL UND GEIST
IN ENGLAND

VON RUDOLF KIRCHER

V/ 310200
xx003797072

Biblioteka Gl. AWF w Krakowie



1800062668

47020

hbo-

RUDOLF KIRCHER / FAIR PLAY



FAIR PLAY

**SPORT SPIEL
UND GEIST
IN ENGLAND**

VON RUDOLF KIRCHER

1927

**FRANKFURTER
SOCIETÄTS-DRUCKEREI GMBH
ABTEILUNG BUCHVERLAG / FRANKFURT AM MAIN**



5417

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

COPYRIGHT 1927 BY FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.

FRANKFURT AM MAIN

INHALT

VORWORT	7
SPORT, SPIEL UND GEIST	
Der Sinn dieses Buches	11
Die Playing Attitude	13
Sport und Intellekt	17
Fair Play	22
DIE DEMOKRATISIERUNG DES SPORTS	
Das Recht auf Spiel	29
Englische Sportanlagen	33
Selbstorganisation	39
Militarismus, Kirche und Sport	43
Weekend	48
Die Frau im Sport	51
DIE SPORTS UND IHR PUBLIKUM	
Die Mysterien des Cricket	61
Die Football Crowd	68
Golf und Tennis	76
Leichtathletik	84
Am River	87
Horse Sense	91
Der Tag des Derby	97
Premierland	109
SPIELENDEN JUGEND	
Schulsport	117
Die Boy Scouts	122

DRAMATISCHE SPIELE

Ein gefälschtes Kulturbild	133
Die Revolte der Amateure	141
Euripides in der Village	149
Der Sinn der neuen Bewegung	156

MUSIKALISCHE HOCHKONJUNKTUR

Rhythmus	167
Die musikalische Tradition	172
Musik als Sport	185
Musik und Erziehung	189

DAS LEBEN EIN SPIEL

Der Sense of Humour	197
Das Spiel der Politik	200
Englische Lebensform	205
Ein Ausblick	210

VORWORT

Wir Deutschen sind im Begriff, ein Sportsvolk zu werden, und es liegt nahe genug, daran zu denken, daß das englische Volk den gleichen Weg längst vor uns gegangen ist. Wir können davon lernen. So drängen sich die Fragen auf: Welche Erfahrungen hat England in seinem Spiel gemacht, welches sind die Tendenzen seiner Entwicklung und welche Rolle kommt dem Sport im englischen Leben zu, im Leben der Massen des Volkes? Dieses Buch versucht die Antwort. Es ist nicht die Schuld des Autors, wenn er den Leser aus der Sphäre des Sports in Gebiete führen muß, in denen nicht jeder Sportsmann zu lustwandeln pflegt. Die Entwicklung in England zwingt uns, den Begriff der Spiele in seiner weitesten Ausdehnung zu verstehen. Soweit hier Erscheinungen geschildert werden, die ähnlich auch in anderen Ländern wahrzunehmen sind, mindert dies ihre Bedeutung für England nicht.

RK London, im Sommer 1927.

SPORT, SPIEL UND GEIST

DER SINN DIESES BUCHES

Sport ist Spiel, aber der Begriff der „Plays“ reicht weit über das Gebiet des Sports hinaus. England ist für uns das große Land des Sports, aber wenn wir die Engländer ein Sportsvolk nennen, so pflegen wir zu vergessen, daß der englische Sport nur ein Teil eines viel umfassenderen Komplexes ist, nur ein Teil der Aeüßerungen des Spieltriebs, der sich in allen Völkern regt und sie zu Betätigungen treibt, die von einem Fußballmatch oft recht verschieden sind. Der Spieltrieb auch des Engländers erschöpft sich nicht in muskulären Spielen, er greift tief ins Kulturleben des ganzen Volkes ein. Wir werden dem englischen Sport, seiner Eigenart und seiner Bedeutung für die Nation nicht gerecht, wenn wir ihn als eine in sich abgeschlossene, von den geistigen Aeüßerungen des Spieltriebs unabhängige Erscheinung betrachten. Der englische Sport ist unmittelbar und untrennbar mit dem ganzen Leben des Volkes verbunden.

Sport und Geist sind in England — wenn man aufs Ganze sieht — ebensowenig voneinander getrennt, wie man die muskulären von den mehr künstlerischen Spielen trennen kann. Sehen wir auf den Sport allein, so erscheint er uns in Dimensionen, die er in England tatsächlich nicht annimmt. Der Beschauer wird irregeführt durch den Eindruck der Sportpresse, die aus der Sportnachricht ein Geschäft zu machen versteht, und durch die Entwicklung der letzten sechzig oder achtzig Jahre, in denen England, das mächtig an Volkszahl angewachsene England, aus dem individuellen Sport einen kapitalistischen Massenartikel machte und wo das Berufsspielertum die wertvollere Leistung der Amateure überschattete.

Der Höhepunkt dieser Entwicklung ist wahrscheinlich überschritten und überall sieht man eine Belebung des Amateurspiels. Der vorwiegend muskuläre Sport wird sich — als ein Sport der Massen — weiter ausbreiten, aber neben ihm erwächst ihm in den kulturellen Spielen, durch Schauspiel und Musik, allmählich ein Gegengewicht, denn die Spiele dieser Art, dem Sport verwandt und doch so verschieden von ihm, haben innerhalb der wenigen Jahre seit dem Kriege in den breiten, den unteren Schichten des Volkes eine Bedeutung gewonnen, die noch vor zwei Jahrzehnten wohl nur wenige für möglich und so nahe gehalten hätten. Es ist zum großen Teil derselbe Kreis von Menschen, der neben dem Sport auch dieser neuen Spielart — neu für die Gegenwart — sein Interesse entgegenbringt.

Allen englischen Volksspielen ist eines gemeinsam: ihr sozialer, staatsbildender Grundzug. Sport und Spiel in England sollen nicht nur den Körper und den Geist erziehen, sie sollen den Menschen zu einem dienenden Glied eines gemeinsamen Ganzen machen und diese Gemeinsamkeit: Staat und Gesellschaft, ist nur erträglich, wenn „Fair Play“ herrscht. So kommt es, daß die Betrachtung dessen, was wir den englischen Sport nennen, uns ganz von selbst in ein Gebiet führt, wo Resultate und Rekorde und bloße Muskelkraft nur noch kleine Bestandteile eines umfassenderen Kulturbilds werden. Wir betreten das weite Feld, für das es nur einen englischen Begriff gibt: die Playing Attitude des englischen Volkes.

DIE PLAYING ATTITUDE

„Es gibt Augenblicke in unserem Leben,“ sagt Schiller in einer seiner kleineren Schriften, „wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Tieren, Landschaften sowie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Volkes und der Urwelt, nicht weil sie unseren Sinnen wohltut, auch nicht, weil sie unseren Verstand oder Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegenteil stattfinden), sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen.“ Die Playing Attitude des Briten ist solch ein Stück gefälliger Natur. Wir alle kennen den Spieltrieb, der in uns selbst und der in allen Menschen steckt, selbst wenn sie ihn geistig — vielleicht zu ihrem Schaden — überwunden haben. Alle Völker haben ihre Spiele, aber keine der großen modernen Nationen hat auch nur in ähnlicher Weise daraus eine Lebensform, einen nationalen Lebensstil entwickelt wie die Engländer. Sie ließen den spielerischen Trieben der Natur freien Lauf, sie beschränkten sie nur durch Spielregeln, aber sie hemmten ihre natürliche Entfaltung nicht. Wo auf einzelnen Gebieten, unter puritanischem Einfluß, der Spieltrieb gewaltsam unterbunden wurde, geschah dies nur zeitweilig und ohne Schaden für seine Entwicklung auf anderen Gebieten. Diese natürliche Auswirkung des Spieltriebs ist es, was dem englischen Volkscharakter seinen interessantesten und sicherlich seinen politisch, kulturell und menschlich wichtigsten Grundzug verliehen hat: eine spielerische Einstellung gegenüber allen Problemen des Lebens, eine seltsam heitere, naive Lebensphilosophie, die dem ausländischen Beobachter so oft entgeht und so oft unverständlich bleibt. Nichts vermag uns aber das moderne England und die Ten-

denzen seines Lebens und seiner kulturellen Entwicklung besser zu erschließen als das Verständnis für die Playing Attitude des Engländers: für die Psychologie seines Sports und seiner Spiele und für die eigenartige Einstellung, die sich daraus gegenüber dem ganzen Leben ergibt.

Die Playing Attitude ist ungekünstelt. Die englischen Spiele sind nicht „gemacht“, nicht in erster Linie organisiert; sie sind Natur. Sie sind als naive Aeüßerungen der natürlichen Instinkte entstanden, wo immer wir sie antreffen und wie immer sie auftreten mögen: im Sport, im Drama oder in der Musik. „Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird.“ Schiller dachte nicht an die Engländer, als er das schrieb, aber er hätte nichts Treffenderes sagen können, um das englische Wesen zu kennzeichnen. Die englische Sprache hat keinen Ausdruck für die wichtigste englische Eigenschaft hervorgebracht, — wir müssen das Wort von den Franzosen borgen: *naiveté*! Die Franzosen erfanden es wohl in der Sehnsucht nach etwas, wovon sie nur wenig in ihrem eigenen Volk verspürten. Die Engländer hören nicht auf, kindlich-naiv zu sein. Sport und Spiel eröffnen ihnen ein Gebiet, wo sie bis ins Alter fröhliche Kinder bleiben dürfen. Jünger zu erscheinen — und innerlich auch zu sein — als man normalerweise nach der Erwartung unserer Großväter und nach der Zahl der Kalendertage an sich sein müßte, ist heute die große und wirklich angenehme internationale Mode. Sie ist nicht in England erfunden worden, sie entstand plötzlich aus der Erkenntnis der sinnlosen Zeitversäumnisse der Kriegsjahre und der noch sinnloseren Hypokrisie allzu respektabler Vorfahren. Mindestens das männliche Geschlecht in England hatte sich aber längst vor dieser Nachkriegsmode auf den gleichen Weg begeben; die Erhaltung

der Boyishness, der Jugendlichkeit, schien dem Briten seit langem höchst erstrebenswert. Auch die Bartlosigkeit ist ein Symptom, denn was anderes als das Bedürfnis, jung zu erscheinen, bestimmte Alexander den Großen, den „ersten Mann ohne Bart“, ein Rasiermesser zu gebrauchen? Sicherlich hat die Reaktion auf das trübselige Zeitalter des Puritanismus mächtig dazu beigetragen, die Freude am Hellenismus zu stärken, die Freude am Jugendlichen, an der Kultur des schönen Körpers, an der antiken Playing Attitude, vom Drama bis zum Wettkampf in der Sportarena. Es ist die menschliche Natur, die sich Bahn bricht, das Verlangen nach freiem Rhythmus und nach neuen Harmonien im Wechselspiel von Körper und Geist. Nur wo es gelingt, naiv zu bleiben, und nur wo es gelingt, den Sport bloß zu einem Glied in der Kette der körperlichen und der intellektuellen Spiele zu machen, also nur wo auf künstliche Organisation und Ueberorganisation und zugleich auf eine Ueberschätzung der vorwiegend muskulären Aeüßerung des Spieltriebs verzichtet wird, kurzum: nur wo die Playing Attitude mehr erreicht als einen forschen Kick und einen neuen tollen Rekord, ist jene Harmonie gesichert. Das englische Volk ist ihr nahegekommen — auf seine Weise und nicht ohne ernsthafte Schwankung.

In der Vergangenheit war der Puritanismus — oft ohne es zu wissen und zu wollen — der gefährlichste Feind für die Entfaltung des Naiv-Kindlichen im britischen Geiste. In unserer eigenen Zeit ist es vor allem die Kommerzialisierung, die Sport und Spiel am meisten gefährdet oder entstellt. Im Gebiet des Sports hat England zuerst den Weg zum Volkstümlichen und Natürlichen zurückgefunden, aber auch in allen anderen Domänen des Spieltriebs beginnt sich das Volk wieder natürlich und naiv zurechtzufinden. Das eröffnet eine

sehr weitreichende Perspektive, denn der naiv-kindliche Grundzug ist wie alles Ursprünglich-Natürliche eine potentielle künstlerische Kraft. Er ist eine Quelle nationaler Kultur. Das wertvollste geistige und künstlerische Schaffen des englischen Volkes wurzelte immer unmittelbar im Volke, die englische Kunst hörte nur selten auf, volkstümlich zu sein. Darin liegt ihre Beschränkung, aber zugleich ihr unvergänglicher Wert. Die Playing Attitude ist das verbindende Glied. Die naiv-heitere Lebensbetrachtung zieht freilich dem geistigen Schaffen gewisse Grenzen. Man kann den Verzicht auf philosophische Problematik auch mit Denkfaulheit und Uninteressiertheit erklären und sogar das Klima des Landes ließe sich zur Begründung anführen, wie ja sicherlich auch das Klima dem englischen Volk die sportliche Betätigung aufzwingt, denn die feuchtwarme englische Atmosphäre erschlaft; das Blut wird träg und verlangt nach rascherem Kreislauf. Gewiß, in England mischt sich nicht jedermann in das, was man anderwärts das intellektuelle Leben nennt, was aber oft von Snobismus nur schwer zu unterscheiden ist. Doch wer würde leugnen, daß die Angelsachsen immer wieder bei dem ewigen Wechsel von Ebbe und Flut ihren vollen Anteil zu den geistigen Großtaten der Menschheit beige-steuert haben? Das indische Volk lebt in streng voneinander gesonderten Kasten und der utopische Staat Platos sah eine strenge Berufsteilung vor. Die Engländer zerfallen auch heute nicht offiziell in Sportsnarren, Shopkeepers und Staatsdiener, aber in der Praxis findet man mitunter jenen geistigen Selbstverzicht, der auf etwas Aehnliches hinausläuft. Daneben zeigt sich eine Vergnügungssucht, die um so bedenklicher stimmt, je mehr die offensichtlich gewachsene Zahlkraft der Massen des Volkes den Kreis der Vergnügungslustigen er-



SPORT IM WEST END



weitert. Doch das Wesentliche ist, daß der Verzicht auf entbehrliche geistige Problematik sehr oft ganz natürliche Gründe hat: eben jene naive Leichtigkeit des Temperaments, jene Playing Attitude gegenüber dem Leben, jenen instinktiven Naturtrieb, der das Leben selbst zum Spiel macht und der allen Schlägen des sozialen und politischen Schicksals mit einzigartiger Beharrlichkeit zu trotzen scheint. Die Playing Attitude hat das englische Volk mit Eigenschaften ausgestattet, die ebenso wertvoll wie wohlgefällig sind: mit einem köstlichen Sinn für Humor, der das Leben immer wieder erträglich macht und seine Kümmernisse in Gelächter erstickt, und den eminenten sozialen und charakterlichen Tugenden, die im Begriff des Team Work, das heißt des Zusammenspiels in Mannschaften und in der Maxime des Fair Play begründet liegen.

SPORT UND INTELLEKT

Zerstört man den Spieltrieb des Engländers, so zerstört man den Geist der Nation. Man kann vielleicht Körper und Seele trennen — aber nicht auf unserer Erde. In England schwingen selbst Kirchenfürsten den Tennisschläger oder andere Sportwerkzeuge. In einem Land, wo dergleichen geschieht, ist der Ausgleich zwischen geistiger Kultur und körperlicher Betätigung mindestens versucht worden. Alles in allem genommen: der Ausgleich ist fürs erste gelungen. Es gibt einseitige, alberne Sportsnarren in England, die von nichts anderem wissen in ihrem Leben als von Sport und die davon existieren können. Es gibt einige andere, die nur von der Verklärung ihres Geistes leben. Weder die einen noch die



anderen sind typisch für England. Das eigentlich Englische ist eine Vermischung von beiden. Sport und Spiel sind untrennbare Bestandteile englischen Lebens.

Alle Auswüchse des englischen Sports sind gerade dort am deutlichsten, wo das Einseitige: das Professionelle und das Sportsfanatische überwiegt, aber es ist nicht die Rekordsucht und nicht diese Einseitigkeit, die den englischen Sport zu dem gemacht hat, was er ist: zu einer nationalen Institution. Sport und Spiel degenerieren, wenn sich das Volk in zwei Lager trennt: diejenigen, denen der Sport ein Bedürfnis ist, und diejenigen, die sich zu gescheit, zu erhaben, zu geistig dünken, um sich für das Spiel der Muskeln zu interessieren. Englische Gelehrte, Künstler, Staatsmänner schwingen den Golfschläger oder das Rakett und auf Rennplätzen und Fußballtribünen sieht man Dutzende von Pfarrern. Die Führer des Landes haben wenig menschlichen Reiz für die Massen, wenn man ihnen ansieht, daß sie sich zu erhaben oder zu heilig vorkommen, um wie natürliche Menschen zu leben. Der Hof zeigt sich unter den Massen des Sportpublikums nicht nur, weil er sich dort, in der allgemeinen Begeisterung, billige Lorbeeren auch für sich selbst holen kann, sondern weil der König und seine Söhne sich für all dies wirklich interessieren. Stanley Baldwin ist heute wohl kein großer Sportsmann, aber doch ein guter Zuschauer; seine Pfeife und die Gewißheit, daß seine Freude an frischer Luft unbegrenzt ist, erhöhen seine Popularität. Lloyd George versucht als Golfspieler zu brillieren und seine Sportbegeisterung hat ihn und M. Briand, wie man weiß, geradezu in internationale Verwicklungen gestürzt. Lord Balfour, hochbetagt und eine geistige Leuchte des Landes, fehlt bei keinem großen Tennisturnier und sitzt dort ganze Nachmittage und trotz seiner Jahre spielt er selbst

noch eifrig. Lord Birkenhead, mit oder ohne Zigarre, spielt gleichfalls mit Lust und Temperament. Winston Churchill scheut es nicht, zuweilen vom Pferde zu fallen, während man von Macdonald weiß, daß ihn sein schottischer Golfklub während des Krieges, wegen seiner Politik, für eine Weile ausgestoßen hat. Immerhin: auch er hat Freude an Spiel und Sport und so wie ihm ergeht es einer großen Zahl der Labourführer. Lord Grey ist der berühmteste aller englischen Angler. Der Bischof von London vollends, ein alter Mann, der kürzlich die Welt bereiste, bewies den Amerikanern, daß die Engländer, wenn sie auch niemand ins Feld zu stellen haben, der einen Tilden schlagen könnte, ein einzigartiges Sportsvolk sind; denn welcher andere Bischof auf dieser Erde wäre imstande, in einem Exhibition-Match mit Ehren mitzuwirken, in dem Helen Wills den Schläger führt?

Und wem die Arbeit oder das Alter verbietet, selbst zu spielen, der hat doch früher irgendwelchen Sport betrieben oder weiß wenigstens, worauf es ankommt, der fühlt doch noch den alten Sportsgeist in sich, der hat doch eine Beziehung, eine kostbare Beziehung zum Leben und Treiben der Jüngeren. Er ist selbst jung mit ihnen im Geiste. In diesem Lande gibt es keine absolute Distanz zwischen Vater und Sohn, zwischen Lehrer und Schüler, ja selbst zwischen Unternehmer und Arbeiter, denn was immer sie sonst trennen mag, die Freude am Spiel verbindet sie. Hier ist es nicht nötig, daß sich der Schüler hinter einem Baum verbirgt, bis der Klassenlehrer den Fußball- oder Tennisplatz passiert hat, weil sonst am nächsten Tage Unheil droht — ich selbst erinnere mich solcher Begebenheiten aus meinen eigenen Schultagen — im Gegenteil, in England ersetzt eine genügende Zahl von „Oars“, von Rudern, die als Preise gewonnen sind, oder von

Mützen, die als Beweis der Mitwirkung bei großen Sportsereignissen dienen, die „Honours“, die sich die Scholars, die gelehrten Jungens, mit nicht minder heißem Bemühen auf weniger kurzweilige Weise verdienen müssen. Ja, man steht geradezu vor der Wahl, ob man in Cambridge versuchen soll, wenigstens in die Ersatzmannschaft der großen Acht zu kommen, die gegen Oxford alljährlich auf der Themse in London rudert, oder ob man sich für ein Examen entscheiden soll. In beiden Fällen ist man sicher, eine gute Anstellung zu finden, im ersten Fall mitunter noch mehr. Die Tutors der Colleges sind ganz unvoreingenommen in diesen Dingen, sie beraten den Studenten nach bestem Wissen und Gewissen, — sie sind überzeugt davon, daß ein junger Mensch, der das Zeug zum Athleten hat, besser daran tut, auf diesem Gebiet zu glänzen, als mühsam und erfolglos in „Wissenschaft“ zu dilettieren. Das Leben beginnt ja ohnehin erst nach dem englischen Studium und die großen Aufgaben, die das Empire mit seiner mannigfachen Pionierarbeit bietet, verlangen oft viel mehr nach starken, energievollen Charakteren als nach Gelehrtenweisheit. Wem Lernen nicht liegt, der läßt es sein, — es werden sich schon genug andere finden, die die ewige Flamme vor dem Erlöschen bewahren. Halbbildung gehört nicht zu den englischen Idealen. Die, die nichts wissen, verblüffen durch den Verzicht auf höchst elementare Grundlagen, die anderen aber verblüffen nicht minder oft durch die staunenswerte Fülle ihrer Kenntnisse. Die besten englischen Männer aber verbinden die Entwicklung des Körpers mit der Entwicklung des Geistes. Während die typischen englischen Muskelmenschen sich gegen das geistige Leben oft hermetisch abschließen, sind die geistigen Arbeiter — wenn man typisieren will — durchaus keine verdorrten Stubengelehrten;

der Sport spielt in ihrem Leben zumeist eine sehr bemerkenswerte Rolle. Und wendet man sich zu der jüngeren Generation, so muß man zu ihrem Ruhm sagen, daß Scholarships und Preise in wissenschaftlichen Prüfungen nicht selten auch an Studierende fallen, die sich auf dem Rasen oder auf dem Wasser als vortreffliche Sportsleute ausgezeichnet haben, doch hilft dabei vielleicht zuweilen die Gutmütigkeit der Examinatoren mit.

Die Zahl der Bücherwürmer und der „Highbrows“, die den Sport schlechthin verachten, ist verhältnismäßig klein. Dagegen gibt es viele Engländer, die schon in der Schule, im College oder im späteren Leben eine sehr starke Abneigung gegen den Typ des reinen Muskelmenschen zeigen, mit dem nichts anzufangen ist, wenn man mit ihm nicht spielt oder über Spiele redet. Solche Abneigung ist sehr bezeichnend, sie beweist, daß der gebildete Engländer den Sport nur anerkennt, wenn er in vernünftigen Grenzen gehalten wird. Dieser Auffassung begegnet man in den verschiedensten sozialen Schichten und durchaus nicht etwa nur bei einer geistigen Elite. Die meisten englischen Väter erwarten mehr von ihren Söhnen, als daß sie gute Sportsleute werden. Gleichwohl sind die Uebertreibungen des Sports noch häufig genug, um selbst den fanatischen Sportsgegnern eine gewisse Existenzberechtigung zu geben. Auch sie sind nützlich, weil durch ihre — wenngleich oft ungerechte — Kritik die Auswüchse und die Einseitigkeit immer wieder den Menschen vor Augen gehalten werden, aber wenn diese Pessimisten im englischen Spieltrieb ein Unglück der Nation sehen, so verstehen sie ihr eigenes Volk nicht und mißdeuten den Sinn, den das Spiel für das englische Leben hat.

Für alle Sportliebenden ist es indessen eine große Be-

ruhigung, sich bei einer vorwiegend muskulären Verrichtung in der Gesellschaft von Geistlichen, Künstlern, Dichtern, Gelehrten und Staatsmännern zu wissen, und die Mitwirkung der geistigen Menschen ist wohl der wichtigste Grund, warum Sport und Spiel in England in solchem Maß zu einem nationalen Lebensstil werden konnte, und der Grund hierfür wiederum ist die Tatsache, daß die Spielfreude, der Spieltrieb, die Playing Attitude dem Engländer im Blut liegt. In der engen Verbindung von Sport und Geist liegt auch die Garantie gegen allzu große Auswüchse, denn die Organisation des sportlichen Lebens bleibt nicht der Willkür von Sportsfanatikern überlassen, sondern die Formen des englischen Sports müssen immer wieder mit dem gesunden Sinn der Allgemeinheit in Uebereinstimmung gebracht werden. Es gibt darum ein wahrhaft nationales sportliches Leben in England und die besten Geister sind durch die Schule dieses Lebens gegangen. Der Engländer ist ein loyaler Schüler, er vergißt auch diese Schule nicht wieder, er bleibt dem Sport sein Leben lang dankbar und bleibt sein Freund und Gönner, sei es als Kabinettsminister, sei es als Präsident der Großbank, sei es als Lord, sei es als braver Commoner.

FAIR PLAY

Als ein englischer Verleger kürzlich ein Buch schrieb, in dem er alle Geheimnisse seines Berufes sorglos preisgab, fragten ihn seine eigenen Arbeiter voller Staunen, ob es nicht unklug und seinem Geschäft schädlich sei, wenn er zum Nutzen der Konkurrenz dies alles ausplaudere. Sie konnten es nicht fassen und sie verstanden ihn erst, als er sie fragte: „Glaubt

ihr, daß ihr selbst gute Kricket-Spieler sein werdet, wenn euch Jack Hobbs genau erklärt, wie er es macht?" Die englische Sprache ist ein gutes Verständigungsmittel, selbst in Wales, wo es noch Zehntausende gibt, die kein Wort davon verstehen, aber es gibt nichts in aller Welt, was für einen Briten der Ueberzeugungskraft der sportlichen Terminologien gleichkäme. Scheinbar vage Ausdrücke wie „playing the game“, der unscheinbare Tadel „This is not cricket“ oder gar das klassische Postulat des „Fair Play“ haben einen tiefen Sinn und sind Bestandteile einer nationalen Sprache, die ebenso primitiv wie für den Briten plastisch ist. Solche Ausdrücke sind nicht einfach der englischen Sprache beigemischt, so wie einzelne fragwürdige Kleinodien aus dem Wortschatz der City, der Armee oder der Schule sich allmählich in die gangbare Tagessprache des Volkes einschmuggeln, sondern es sind nationale Begriffe, die einen Reichtum von Vorstellungen, Erinnerungen und Mahnungen für jeden Engländer enthalten. Der Sportsgeist hat die Nation so tief durchdrungen, daß „playing the game“ nicht einfach heißt: das Spiel spielen, sondern das Spiel in Ehren und mit allem Anstand und nach allen Regeln spielen. „Be a sport“, — das ist ein Appell an die Ehre des Menschen. Während eines Spiels bedarf man seiner nicht, denn dann versteht es sich von selbst; aber „be a sport“, „play the game“ ist ein Appell des täglichen Lebens, ein Appell, der verlangt, daß der Mensch den natürlichen Spielanstand auch bei allen anderen Angelegenheiten des Lebens beibehalten soll.

Die englische Moral wird heutzutage zu einem großen Teil nicht von der Predigt des Geistlichen, sondern von dem Urteilsspruch des Referee oder des Umpire bestimmt. Jeder englische Junge versteht, daß man gewisse Dinge, die man

instinktiv oder praktischerweise vielleicht gern täte, ganz einfach nicht tun kann und nicht tun darf. Der Pfiff des Referee gelte ihm in den Ohren und dieser Pfiff kann einen Strafschuß und ein verlorenes Tor bedeuten. Das Wort „foul“ hat einen abscheulichen Klang und die Folgen einer kleinen Gemeinheit beim Spielen machen sich zu rasch und drastisch, sei es auch nur in dem verzerrten Gesicht eines „foul“ getretenen oder geschlagenen Gegners, bemerkbar, als daß durch den Sport die Einhaltung der Regeln und die Ritterlichkeit nicht zum Bedürfnis würde. Damit wird das berühmte Fair Play zu einem Zentralpunkt englischer Moral und damit wird der Sportplatz zu einer unvergleichlichen moralischen Trainieranstalt. Es gibt keine Beziehung im nationalen Leben Englands, wo dieser Appell nicht verstanden würde oder wo er auf die Dauer vergeblich wäre, — selbst in der Politik. Daß es Ausnahmen, daß es Heuchelei und Niedertracht gibt, ist in diesem Zusammenhang natürlich ganz gleichgültig. Entscheidend ist, daß das englische Volk durch den Sport ein paar elementare Grundbegriffe und ein paar Ausdrücke dafür gewonnen hat, deren Zugkraft unvergleichlich stärker und gemeingültiger ist als alle Regeln und Gebote, die sonst zum moralischen Rüstzeug der Völker gehören. Eine nationale patriotische Phrase erregt oft mehr Mißverständnisse und Widerspruch, als sie Nutzen zu stiften vermag, aber die simplen aus dem Spiel gewonnenen Erfahrungen sind mit ehernem Griffel in die Gesetzestafel des Engländers eingemeißelt.

Fair Play ist ein Inbegriff von Werten. In diesen zwei Worten ist alles gesammelt, was die englische Erziehung und die englische Lebensauffassung für erstrebenswert und für erreichbar halten. Die Worte sind unübersetzbar und es wäre

sinnlos, sie in einer knappen Formel zu interpretieren. Es gibt Dinge, deren Wert in ihrer Undefinierbarkeit und Unbestimmtheit liegt. In den Begriff Fair Play läßt sich unendlich viel hineindeuten, hineinfühlen, und je umfassender wir ihn zu verstehen vermögen, desto näher kommen wir seiner Bedeutung als Richtpunkt, als Ideal, als Lebensphilosophie, als soziale Weisheit. Jeder Sportsmann, jeder Soldat, jeder Politiker, jeder Staatsmann, jeder Journalist, jeder Unternehmer, jeder Arbeiter, — wer immer es sei, die Mahnung, das Programm, das in diesen zwei Worten liegt, könnte ausreichen, seiner ganzen Arbeit Inhalt und Sinn zu geben. Fair Play regelt die Beziehung zum Nächsten, und zwar die Beziehung gerade in den Dingen, wo die Prüfung beginnt: in Konkurrenz und Kampf, im Wettbewerb und im Affekt. Fair Play gebietet, den Nächsten zu achten und im Gegner den Menschen und Spielkameraden zu sehen. Schon der kleinste englische Junge lernt, daß es unwürdig ist, den Schwächeren zu vergewaltigen und gemein, den besiegten Gegner zu mißhandeln. Daß die Rolle des Siegers nicht immer leicht ist, hat die englische Nation freilich in neuester Zeit an sich selber erfahren. Gleichviel: Fairness gilt den Engländern als eine der nobelsten Pflichten und der Wille zu dieser Tugend ist stark genug, den englischen Sinn immer wieder in diese Richtung zu lenken, wie groß auch die Ablenkung zuweilen sein mag. Nicht Gutmütigkeit ist die Triebkraft, sondern der auf dem Spielplatz gekräftigte Instinkt für das Billige. Was man oft mit Neid die englische Begabung für die Politik nennt, ist zumeist nichts anderes als das natürliche Walten dieser natürlichen Instinkte. Wenn auch nach heftigen Schwankungen, ist es immer wieder diese Regung, die den Engländer treibt, in letzter Stunde die Konzessionen zu machen, die nötig sind,

um dem Common Sense zum Sieg zu verhelfen. Fair Play ist darum auch die Grundlage dieses vielgerühmten Common Sense des englischen Volkes. So ist der Sport der größte Lehrmeister dieser Nation.

DIE DEMOKRATISIERUNG DES SPORTS

DAS RECHT AUF SPIEL

Trotz der Gemeinsamkeit des Spieltriebs und der Spielfreude war in den vergangenen Generationen auch in England die Demokratisierung des Sports, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, durchaus nicht restlos gelungen. Den hinzuwachsenden proletarischen Millionen wurde die Playing Attitude wahrlich nicht leicht gemacht! Der Sport war nicht ein Privileg der Reichen und Nichtstuer, das war er offenbar niemals in England, aber den Massen des Volkes wurde das sportliche Leben für lange Zeit so erschwert, daß es ihnen, besonders in den Großstädten, nahezu unzugänglich blieb. Die Arbeitszeit nahm den ganzen Tag in Anspruch und die müden Leiber verspürten nicht das Bedürfnis zu sportlicher Bewegung. Der Sonntag aber war zu geheiligt, als daß Verkehr und Sport erlaubt gewesen wären. Und selbst wenn man spielen wollte, blieb oft genug die Frage: wo? Dörfer und Städte haben ausgedehnte „Greens“ und „Commons“, Wiesen oder Parks, aber nicht überall war das Spielen erlaubt und besonders in den Großstädten fehlte der Spielraum. Wo immer England schön ist, steht ein Schild: „Private“. Durch die köstlichsten Landschaften ziehen sich die Mauern und Zäune und Hecken der Grundherren. Wahrscheinlich hat das englische System dazu gedient, die Schönheit und Anmut des Landes zu erhalten, aber das Volk hat einen teuren Preis dafür zu zahlen. Jedenfalls trug die Bodenfrage, erschwert durch die Rechte des Privatbesitzes, dazu bei, die Ausbreitung des aktiven Sports unter den Massen zu verzögern. Die Bemühung, das Versäumte nachzuholen, beweist am besten, daß die Engländer sich ihres Fehlers bewußt sind. Die Hoffnung, daß die Kirche, die gute alte Queen und die Macht des Kapitals genügen

würden, das Proletariat mit dem Leben in „Coketown“ auch ohne die Vergnügungen und Spiele der Reichen und der Landjunker abzufinden, ist rasch genug enttäuscht worden. Die Viktorianische Zeit mag Großes erreicht haben, aber sie hat ebenso Großes versäumt. Das soziale Gefüge hat sich gelockert und die Gegensätze sind mächtig verschärft worden. In den Spielen findet sich die Nation wieder zusammen. Sie hätte diesen gemeinsamen Grund nie zu verlieren brauchen, denn die Team Games (die Mannschaftsspiele) sind fast so alt wie England. In den Wettstreiten zwischen Städten, Dörfern, Pfarrbezirken, ja sogar Straßen einzelner Ortschaften haben sich einzelne Team Games, sei es auch nur im Tug-of-War, das heißt im Seilziehen, durch Jahrhunderte erhalten.

So kam eine Zeit, in der das Bedürfnis nach Sport und Spiel in den breiten Massen stärker und stärker wurde, ohne daß den Millionen die ausreichende Möglichkeit gegeben wurde, sich selbst zu betätigen. Die Folge war, daß das Zuschauen wichtiger wurde als das Selbst-Spielen. Solange es Sport und Spiel gibt, wird und muß es Zuschauer geben, aber alles Zuschauen ist wertlos, wenn es nicht zur Nachahmung führt. Es gibt Sports, die notwendigerweise nur auf wenige Ausübende beschränkt sein müssen, wie vor allem der Rennsport, und es ist bezeichnend genug, daß die am wenigsten erfreulichen Auswüchse des englischen Sportbetriebs, besonders die bei spiellose Wettlust, aber auch der Alkohol, gerade bei den Sports, wo das Zuschauen zur Hauptsache wurde, am allerschlimmsten sind. Auf diese Weise — durch ein soziales Versäumnis, durch sozialen Egoismus und Gedankenlosigkeit — entwickelte sich der englische Sport mehr und mehr im Sinne der römischen „Circenses“, wie ähnlich das Kino und die Musikapparate den aktiven Spieltrieb auf anderem Gebiet

behindern. Es war nicht der Staat, der dem Volke diese Schauspiele bot, sondern das private, spekulative Unternehmerkapital. Der Sport der Großstädte wurde in den wichtigsten, in den populärsten Gebieten vielfach zu einem Geldgeschäft. In seinen Berufsspielern schuf sich England moderne Gladiatoren, die, anstatt nur als erstklassige Vorbilder und damit als nationale Lehrmeister betrachtet zu werden, zu einem Selbstzweck wurden, und dieser Selbstzweck war in vielen Fällen nichts anderes als: business as usual. Umgekehrt begann bei den in ungeheuren Massen herbeiströmenden Zuschauern die Freude am „Thrill“, an der Sensation der ganzen Sportfeste, zu überwiegen, — auch das Zuschauen wurde zum Selbstzweck.

Diese ungesunden Erscheinungen blieben indessen nur an der Oberfläche, der Trieb zum aktiven Spiel ging nicht verloren. In diesen Dingen bleibt der Mensch ein Kind, — und Kinder haben stets das Bedürfnis, selbst zu handeln, selbst zu spielen. Praktisch gesprochen hieß das Bedürfnis: schafft Gelegenheit für Sport und Spiel! Die Millionen verlangen danach. Sie verlangen nicht nach den oft geradezu paradiesischen Einrichtungen der großen Klubs, der Schulen und der Universitäten, sie fordern nur ein wenig von dem grünen Land. Die privaten Sportplätze der Klubs kommen für die großen Massen natürlich nicht in Betracht und die öffentlichen Parks und Greens reichen selbstverständlich nicht im entferntesten aus; sie sind überfüllt. Die englische Straße, in den Vorstädten und Dörfern, hat längst aufgehört, ein begehrter Spielplatz für die Jüngsten zu sein. Sie ist lebensgefährlich, aber gleichwohl ist die Straße noch immer das einzige „Sportfeld“ von Hunderttausenden. Nicht weniger als vier Millionen von Kindern aus den Elementar-

schulen haben selbst heute noch in England überhaupt keine grünen Spielplätze für Kricket oder Fußball. Schon seit Jahren ist eine große Bewegung im Gange, den Besitzlosen auch auf diesem Gebiet zu ihrem natürlichen Recht zu verhelfen. Das ist in der Tat eine neue Variante der demokratischen Idee und „das Recht zum Spiel“ ist in England bereits in die sozialpolitische Terminologie aufgenommen worden. Eine National Playing Fields Association wurde ins Leben gerufen, die im Sommer 1927 mit einer Propaganda vor die Öffentlichkeit trat, als ob es sich um das allgemeine Wahlrecht oder um sonstige Grundrechte der Nation handelte. Und für England handelt es sich tatsächlich heute bereits um ein Grundrecht! Fürwahr, es ist eine neue sozialpolitische Konzeption ersten Ranges. Neu selbst für das historische Sportsland. Ein Fonds von mindestens einer Million Pfund soll angesammelt werden. Nicht für ein pompöses Stadion, sondern zum Ankauf von Land und zur Unterstützung von lokalen Organisationen mit Rat und Geld bei der Erwerbung von Grundstücken, die für das Spiel der Massen geöffnet werden sollen. Die Organisation ist nicht bürokratisch und soll von der Association auch nicht per Quadratmeter „verwaltet“ werden. Alles bleibt der lokalen und individuellen Initiative vorbehalten. Der Grundgedanke ist, daß so viel Spielplätze erschlossen werden sollen, daß für je tausend Menschen der Bevölkerung mindestens fünf Acres zur Verfügung stehen. Dies ist der wichtigste Schritt, der bisher zur Demokratisierung des Sports in England geschehen ist. Es ist der Anfang zur Ueberwindung der Kommerzialisierung der natürlichsten und naivsten aller menschlichen Angelegenheiten. Das Spiel ist als Naturrecht feierlichst und unter den Auspizien der Krone anerkannt worden. Der Prince of Wales ist der hervorragendste Propa-



SPORT IM EAST END



gandist der Idee, daß der wahre Sportsmann, solange seine Kräfte reichen, kein Zuschauer, sondern ein Selbst-Spieler sein muß. Der englische Thronfolger hat dieser Idee zahlreiche Knochen seines eigenen Leibes zum Opfer gebracht.

ENGLISCHE SPORTANLAGEN

Das große Sportsvolk der verwöhnten Engländer hat keine einzige Sportanlage, die so umfassend und großzügig wäre wie etwa das Frankfurter Stadion. Es ging auch so und es mußte ganz einfach gehen. Wenn die Staatskasse verschlossen bleibt, dann gibt es nirgendwo nationale Opernhäuser, Sporthochschulen oder kostspielige Sportparadiese für jedermann. Das private Kapital arbeitet zumeist in seine eigene Tasche und die Kapitalkraft der Spielenden selbst reicht nicht aus, großartige Arenen für das Volk zu schaffen. Die große Masse der englischen Spieler ist darum darauf angewiesen, in ihren Ansprüchen bescheiden zu sein. Die luxuriöseren Einrichtungen stammen aus neuester Zeit und sie sind in ihrer Bestimmung und in der Idee der Anlage durchaus verschieden von den modernen deutschen Sportszentren, denn sie sind aus dem individuellen Bedürfnis einer Gruppe von Menschen entstanden, die zu einem Klub vereinigt sind, oder aber aus dem Bedürfnis einer Vereinigung, die aus einem bestimmten Sport durch öffentliche Vorführung oder durch Vermietung des Sportgrunds Geld verdienen will. Auf den Gedanken, daß der Staat, die Stadt oder sonst jemand eine Sportanlage errichten könnte, die jedermann alles bietet, wonach sein Herz begehrt: vom Schwimmbad bis zum Fußballplatz, ist man in England nicht gekommen.

Unter den für einen einzelnen Sport errichteten Anlagen sind die Fußball- und Kriketplätze der Berufsklubs die hervorragendsten. Diese Klubs sind glänzend versorgt, sowohl in London wie in den großen Provinzstädten. Sie haben ausgedehnte Spiel- und Trainingsfelder mit gewaltigen gedeckten und ungedeckten Tribünen und weiten Räumen für die Besucher der Stehplätze. Erfrischungsräume sind eingebaut. Fünfzig-, sechzig-, siebzigtausend Zuschauer oder auch weit mehr finden Platz. Die Berufsklubs haben natürlich eine große Zahl von Amateur-Mitgliedern und vielfach Wartelisten von Anwärtern auf Mitgliedschaft, die nach Zehntausenden zählen. So etwa Lords' Cricket Club. Dadurch kommen die Einrichtungen dieser Klubs häufig einer ziemlich großen Zahl von Spielern zugute, aber diese verschwinden hinter der großen Zahl der spielfreudigen Masse. Das sogenannte Stadion in Wembley, das nach dem Krieg aus Anlaß der British Empire Exhibition entstand, gehört nicht zu den Anlagen dieser Art. Es besteht aus einem gewaltigen betonierten Tribünenbau, in dessen Mitte ein Grasplatz liegt. Hunderttausend Menschen können dort zuschauen, — aber es ist zumeist nichts zu sehen, denn das Stadion wird nur ganz ausnahmsweise benützt, wie zum Cup Final der Fußball-Association oder zu den sportlichen Festspielen des Militärs. Im übrigen ist das Stadion, wie ganz „Wembley“, eine fehlgeschlagene kommerzielle Spekulation. Möglicherweise wird man ein englisches Hollywood, eine riesige Filmfabrik aus dem Ausstellungsgelände machen, während eine Gruppe von Spekulanten das Stadion für den neuesten Londoner Sport, für Hunderennen samt Buchmachern, herrichten wird. Man sieht, daß dieses Stadion eine moderne Schöpfung ganz eigener Art ist, die mit Gymnasien im griechischen Sinne nichts zu tun hat.

Höchst vollendet sind die Einrichtungen des All England Lawn Tennis Club, dem die berühmten Turnierplätze in Wimbledon bei London gehören. Es sind etwa zwei Dutzend herrlich gepflegte Grasplätze, die, von dunklen Hecken und grünen Zeltbahnen umgeben, in langen Reihen nebeneinander liegen. Einige davon sind mit offenen Tribünen umgeben, während zwei abseits in einem wahren Tribünenpalast liegen; davon steckt der eine im Mittelpunkt des Baues, von Galerien, offenen und gedeckten, umrahmt, die weit über zehntausend Menschen Raum und beste Sicht geben. Wie überall in England ist auch hier für die Gelegenheit, ein Lunch und vor allem den Tee einzunehmen, reichlich gesorgt. Aehnliche Tennis-Anlagen kleineren Stils gibt es an mehreren anderen Plätzen, auch im Queens Club, im Westen Londons, wo neben Rasenplätzen gedeckte Plätze und Hard Courts hergerichtet sind.

Solche privaten Sportbesitztümer haben natürlich für die große Masse der Spieler nur einen sehr beschränkten Wert: man kann allenfalls zuschauen. England ist in diesen Dingen sehr „individuell“. Es ist nur für die gesorgt, die für sich selbst sorgen können. Die schönsten und beneidenswertesten Sportparadiese gehören darum den exklusiven gesellschaftlich-sportlichen Klubs, die allein reich genug sind, sie zu unterhalten. Einer der bedeutendsten unter ihnen, der Ranelagh Club, der im südwestlichen London residiert, besitzt in seinem köstlichen Park ein ideales Sportland mit herrlichen Wiesen für Polospiele, ausgedehnte Golfgreens, Tennis- und Krocketplätze, geräumige Klubgebäude mit Restaurants und allen erdenklichen Bequemlichkeiten für Leute, die Zeit und Geld haben. Dieser Art von Klubs kommen die vornehmeren unter den Golklubs am

nächsten, doch sind sie zumeist auf diesen einen Sport beschränkt. Sie besitzen ein schönes Golfgelände und ein angenehmes Klubhaus. Ihrem Beispiel folgen so gut wie sie können die Hunderte und Tausende größerer und kleinerer privater Klubs aller Art und für jeden Sport. So herrlich dies alles für die Klubmitglieder sein mag, für die Millionen spielfreudiger Engländer bedeutet es wenig. Solange sie jung sind, hilft ihnen die Schule, doch, wie gesagt, bisher nur unzureichend, denn nur die höheren Schulen sind mit Sportanlagen einigermaßen gut, und nur die führenden Public Schools sind hervorragend gut versorgt.

Die neue Bewegung zur Beschaffung von Spielgelegenheit, besonders die neue Politik der Kommunen, verspricht eine wesentliche Vermehrung der öffentlichen Sportanlagen. Der Londoner Country Council hat allein in seinen Parks und Gärten bisher gegen 350 Krieket-Felder, rund 800 Tennisplätze und zahlreiche sonstige Einrichtungen zur Verfügung gestellt. Aber den größten Auftrieb hat die Bewegung durch das Eingreifen der Geschäftshäuser und der Industrie bekommen. Hier handelt es sich wirklich um das organisierte Spiel von Massen. Hotels, Kaufhäuser, Banken, Geschäftshäuser und Cityfirmen und industrielle Unternehmungen aller Art wetten in der Förderung von Sport und Spiel unter ihren Angestellten und Arbeitern und auf diese Weise ist eine sehr große Zahl neuer Sportplätze in der Umgebung der Städte entstanden. Oft sind die Anlagen sehr primitiv, oft sind sie ganz vollkommen in Geschmack und Technik. Selten fehlt ein Teehäuschen und ein Ankleideraum, und zuweilen sind sie übersät mit blühenden Geranien und Rosen. Die führenden Geschäftsleute haben längst eingesehen, daß der Zeit- und Geldverlust, der damit verbunden ist, in den meisten Fällen

reichlich ausgeglichen wird durch den viel festeren sozialen Zusammenhang, der dadurch innerhalb der einzelnen Unternehmungen geschaffen wird. Sie beschränken sich dabei nicht auf die Unterstützung oder die Organisierung des Sports, sondern sie sorgen auch für Geselligkeit anderer Art, selbst für „indoor games“, für Spiele, die im geschlossenen Raum stattfinden. Die großzügigste Leistung auf diesem Gebiet ist wohl die eines Londoner Warenhauses, das sein gesamtes weibliches Personal in einem klubartigen Gebäude mit Wohnung und Verköstigung versieht — das geschieht übrigens recht häufig — und das gesellige Leben durch Spiel, Tanz, Belehrung und Vergnügung aufs sorgfältigste eingerichtet hat und den Ballsaal alle paar Wochen auch den Freunden der Mädchen freimütig öffnet. Der Unternehmer ist überzeugt, daß er über das beste und arbeitsfreudigste Personal ganz Londons verfügt. Sicherlich gehören seine Verkäuferinnen — es mögen vier- oder fünfhundert sein — zu den höflichsten und freundlichsten, und das will im allgemeinen ziemlich viel heißen.

Auch die den einzelnen Kirchen angegliederten Jugendorganisationen sowie Vereinigungen wie Christian Students Movement oder die YMCA, die Young Mens Christian Association, sorgen seit neuerer Zeit im großen Stil, wenngleich in sehr einfacher Form für sozialen Verkehr und für Fußball-, Kricket- und Tennisgelegenheit, für die Hütten zum Umziehen und für ein paar Liegestühle.

Die überwiegende Mehrzahl dieser individuellen Sportanlagen ist mehr oder weniger improvisiert. Man mietet ein Stück Rasenland und stellt eine Hütte darauf. Die Spielplätze für Fußball oder Kricket, die so entstehen, sind recht verschieden von ihren großen Vorbildern. Der Engländer murren nicht,

wenn er beim Fußball bergauf rennen muß, es stört ihn nicht, wenn der improvisierte Tennisplatz aus harten Grasstummeln besteht und wenn er uneben ist. Der Rugbyspieler scheint sogar besonderen Wert darauf zu legen, daß der Boden so morastig wie möglich ist. Die Torwarte bei den Fußballkämpfen stehen zuweilen bis über die Knöchel im Sumpf. D'ont worry. Die Hauptsache ist, daß der Mensch spielen kann. Die Anspruchslosigkeit des großen Durchschnitts erleichtert die Erweiterung des sportlichen Betriebs sehr wesentlich und die englische Landschaft kommt dem Volk dabei freundlich entgegen, indem sie allenthalben Wiesen, Weiden und Heide vor ihm ausbreitet. Oft genug bedarf es nicht mehr als ein paar weißer Kalklinien, um aus einer Viehweide ein Sportparadies zu machen. Daß man den Bällen, die oft kein Netz festhält, querfeldein nachlaufen muß und daß sie von dem holperigen Boden in seltsamen Kurven abspringen, wird mit Gleichmut in Kauf genommen. In Wimbledon freilich kann das Gras nicht kurz und nicht fein genug sein; es ist wie grüner Samt und in Ascot laufen die Pferde auf einer luxuriös gepflegten Bahn. Der Cricket Ground von Lords hat fast so feines Gras wie guter Tennisrasen, und wenn das Spiel durch Regen unterbrochen wird, wird der Boden um die Wickets ebenso sorgfältig zugedeckt wie der Centre Court in Wimbledon. Die Fußballplätze auch der großen Klubs haben keinen so feinen Boden nötig, aber für kontinentale Begriffe ist ihr Rasen noch höchst vollkommen. Doch diese köstlichen Einrichtungen sind Ausnahmen, und die große Masse der Spiellustigen ist verständig genug, genügsam zu sein: sie nimmt den Spielplatz, wie er ist, wenn man nur darauf spielen kann, ja sie nimmt sogar das Klima, wie es ist: man wird schwerlich von einem Fußballmatch hören, das wegen Regens

abgebrochen wurde. Selbst das Kricket des kleinen Mannes läßt sich zur Not auf feuchtem Rasen exekutieren — die Masse der Engländer ist anspruchslos und dies ist die Vorbedingung für die Demokratisierung ihres Sports.

SELBSTORGANISATION

Die englischen Spiele haben sich spontan und frei durch die Stärke des Spieltriebs entwickelt, sie sind nicht künstlich großgezüchtet worden. Mit einemmal waren sie da. Das gilt von allen Erscheinungsformen der Playing Attitude und ganz gewiß von ihrer primitiveren Form, von den Games und Sports. Ein „game“ ist im Grunde nichts anderes als ein Spiel, ein Spaß, ein Vergnügen, eine Unterhaltung jeder Art von der Jagd auf das Tier bis zum Spiel der Liebe, und „sport“ wiederum bezeichnet gleichfalls den kurzweiligen Zeitvertreib im Scherz oder im friedlichen Wettkampf. Es ist nicht ganz natürlich zu erwarten, daß der Mensch auf Befehl vergnügt sein könne. Künstliche Organisation verträgt sich darum schwer mit wahrer Sportgesinnung. Soweit das sportliche Leben Englands organisiert ist, folgte die Organisierung den Spielen erst in späterer Zeit nach und wo immer sie in Erscheinung trat — durch Zusammenfassung der Spieler in Ligen und Verbänden und Einrichtung von Spielgelegenheit — blieb sie stets unabhängig vom Staat und von der Behörde. Auch finanziell besteht bis heute nicht die geringste Verbindung. Es gibt darum auch keine zusammenfassende Instanz und keine Amtsstelle, bei der man sich auf einfachste Weise über das gesamte Gebiet des Sports informieren könnte. Und da es keine methodische Organisierung gibt, würde man auch

Bücher über die Organisation des englischen Sports vergeblich suchen. Der Sport existiert, er lebt, er gedeiht — das ist alles. Innerhalb der einzelnen Sportarten freilich sieht man ein System der Organisierung sehr deutlich: es ist eine Selbstorganisation, die ebenso zustande kommt, wie sich etwa Oel vom Wasser scheidet, wie sehr man sie auch durcheinander gerührt hat. Das Gleichgestimmte zieht sich gegenseitig an. In den Schulen haben die einzelnen „Häuser“, in den Universitäten die einzelnen Colleges, in der Industrie die einzelnen Fabriken, in der City die einzelnen Unternehmungen, in Whitehall die einzelnen Regierungsämter, in der Armee die einzelnen Regimenter ihre Teams und ihre Sportvereinigungen. Sie spielen untereinander: Eton gegen Harrow, Oxford gegen Cambridge, das Kriegsministerium gegen das Home Office, das House of Lords gegen die Commons, die Londoner Polizei gegen die einer anderen Stadt, das Kaufhaus Selfridges gegen Harrods, England gegen Wales, Wales gegen Schottland. Zu diesem Zweck sind sie in einer unendlichen Menge von Spielvereinigungen organisiert: berufsmäßig, klassenmäßig, territorial, national, ausnahmsweise auch in England unter dem Gesichtspunkt der Parteipolitik, doch verschmelzen all diese Gegensätze in der nächsthöheren sportlichen Einheit. Der Gipfel ist immer ein Nationalverband, der durch den Willen der Einzelverbände besteht und der unter keinen Umständen mit dem Staat oder einer Behörde zu tun hat und dessen Leitung den erfahrenen Sportsleuten selbst als ein Ehrenamt obliegt.

Das ist der Weg, den eine Nation gewählt hat, die der Staatsregierung und der Bürokratie nur ein eng begrenztes Feld überlassen möchte, aber die zugleich in der glücklichen Lage war, seit vielen Generationen den Sport zu einem

wesentlichen Teil des nationalen Lebens gemacht zu haben. Wer Versäumtes in kurzer Zeit nachholen will, bedarf vielleicht anderer Mittel und nicht überall ist der gleiche starke Instinkt zur Selbstorganisation und Selbsthilfe vorhanden wie in England. Ueberall dort, wo England selbst große Versäumnisse beging — vor allem, weil die Kommerzialisierung der Spiele viel rascher um sich griff als die Ausbreitung der Sportbetätigung unter den großen Massen der Bevölkerung — überall dort muß heute auch in England eifrig „organisiert“ werden, um den Fehler wieder gutzumachen. Doch hält sich auch dabei wiederum der Staat völlig zurück und die ganze Arbeit, einschließlich der Finanzierung, bleibt dem sportliebenden Volk und dem Gemeinsinn der Zahlungsfähigen überlassen. Bis zu einem gewissen Grade helfen, wie gesagt, neuerdings die Kommunen mit, indem sie ihre Parks öffnen. Aber niemals würden andere Leute als die aktive Sportgemeinde selbst versuchen, den Ton anzugeben oder das sportliche Leben zu regulieren und zu verwalten.

Abgesehen von der Beschaffung von Spielgelegenheit ist es die einzige Aufgabe der verschiedenen Organisationen, Wettspiele zustande zu bringen und die Qualität des Sportes zu verbessern. Die Einrichtung von Berufsmannschaften hat in diesem Zusammenhang einen positiven Wert. Das von Sportlehrern geleitete Spiel der Schulen, besonders der Public Schools, trägt ebenfalls sehr wesentlich zur Aufrechterhaltung guter Spielqualität bei. Einzigartig — auch für England einzigartig — ist die Organisation der Leichtathletik, die für die sportliche Erziehung und die körperliche Ertüchtigung ganz besonders wertvoll ist. Die Amateur Athletic Association regiert über die gesamte leichtathletische Gemeinde etwa in derselben Art, wie die Bank von England in der

City regiert: sie regiert ohne zu herrschen. Sie gibt den Ton an, ihre Autorität ist unbestritten, sie hat keinen Selbstzweck, sondern sie will einfach der gemeinsamen Sache dienen. Keiner der zahllosen leichtathletischen Klubs ist gezwungen, der Association beizutreten, aber es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß keine offene Konkurrenz leichtathletischer Art stattfindet, ohne daß die A. A. A. ihren Segen dazu gibt. Jeder Klub, der etwas auf sich hält, tritt ihr bei. Er wird dann sein Training, seine Handicaps, seine Konkurrenzen, kurzum seine gesamte Arbeit im Sinne der von der A. A. A. festgelegten Grundsätze einrichten. Das liegt in seinem Interesse, denn er genießt damit die unbegrenzte Erfahrung dieses großen Sportverbandes. Wenn ein Boy Scout-Trupp oder der Sportklub einer Cityfirma ein internes Rennen oder Springen abhält, so wird er sich gleichfalls an die A. A. A. wenden. Die Zentrale wird ein Mitglied aus dem nächstgelegenen Zweigverband zu dem Wettkampf entsenden und so wird dieser in der bestmöglichen sachverständigen Form geleitet werden. Der veranstaltende Klub zahlt für diese Leistung eine ganz geringfügige Geldsumme, die der A. A. A.-Kasse zugute kommt. Ihre Delegierten arbeiten ehrenamtlich und mit einer Selbstaufopferung, die der Beweis wahrer Sportgesinnung ist. Ihre unmittelbaren Auslagen werden natürlich vergütet. Handelt es sich nicht um interne, sondern um „offene“ Veranstaltungen, so ist die Anrufung der A. A. A. schon wegen der Festsetzung der Handicaps fast unvermeidlich.

Die Arbeit, die in der Zentrale der A. A. A. geleistet wird, ist in der Saison ganz außerordentlich groß, denn an jedem Wochenende starten doch viele Tausende von Leichtathleten aller Art — allein im Londoner Bezirk. Einer der größten und

sporttütigsten Zweigvereine der A. A. A. ist die Civil Service A. A. A., das heißt die seit 1864 bestehende athletische Vereinigung der Civil Servants, der Staatsbeamten. F. Gaby, der weltbekannte Hürdenläufer, ist eines ihrer Mitglieder.

MILITARISMUS, KIRCHE UND SPORT

In der Organisation der englischen Spiele fehlt jeglicher Raum für das, was man den Militarismus nennt. Das englische Volk ist nicht sportbegeistert, weil es in der Ertüchtigung des Körpers und Geistes ein Mittel zu größerer militärischer Bereitschaft sieht; doch das hindert nicht, daß diejenigen, die dazu berufen sind, über die Sicherheit des Landes zu wachen, ihre mehr oder weniger stille Freude auch an diesem Ergebnis der Playing Attitude haben. Der Spieltrieb ist ja vielmehr nur eine gemilderte Form der instinktiven menschlichen Rauflust, und wenn darum selbst die Weisesten der Nation dem Sport seine wichtige und unersetzliche Rolle im nationalen Leben zusprechen, so geschieht dies nicht zuletzt wegen der Ablenkung des ererbten Kämpfergeistes in eine friedliche Zone. Die Engländer sind ein erregbares Volk. Es dauert länger, einen Engländer aus seiner Ruhe zu bringen als einen Deutschen oder vollends einen Romanen, aber wenn der Engländer einmal aus dem Gleichgewicht gekommen ist, gerät er in eine Stimmung, die uns verstehen läßt, warum die englische Geschichte mitunter einen recht blutigen Verlauf nahm und warum in den englischen Dramen fast mehr Menschen sterben als den Schlußakt überleben. Fürwahr, die Engländer mußten den Sport eiligst als Ablenkung erfinden, wenn sie ihn nicht längst erfunden hätten. Aber das führt

nicht so weit, daß das Militär oder militärische Interessenten versuchten, irgendwelche militärische Ideen in den Sport zu tragen. Umgekehrt pflegt das englische Militär den bürgerlichen Sport in seiner ursprünglichsten spielerischen Art.

Jede körperliche Ertüchtigung eines Volkes wird und soll seine Befähigung zur Verteidigung im Falle der Not erhöhen, aber die Organisation des sportlichen Lebens kann unmöglich unter militärischen Gesichtspunkten erfolgen, wenn der Sportsgeist nicht verfälscht werden soll. Jeder nationale Drill außerhalb der Armee selbst ist eine solche Verfälschung, und der einzige Fall, in dem England gegen dieses Gebot mehr oder weniger verstößt, nämlich durch seine Officer Training Corps und Kadettenformationen der Secondary Schools, ist eine typische Erscheinung der Vorkriegs- und Kriegsperiode. Das Prinzip der Boy Scouts ist dagegen in der Regel durchaus nicht militaristischer Natur. Es gibt auch in England einen inoffiziellen Sportzwang — ebenfalls in den Public Schools — und dies ist gleichermaßen eine der schwächeren Seiten des englischen Sports, obwohl sie sich allenfalls dadurch rechtfertigen läßt, daß die trägeren unter den Jungens die sportliche Erziehung am nötigsten haben. Außer diesen wird man aber schwerlich viele Beispiele für eine künstliche Schaffung des Sporteifers in England finden können, denn die Förderung durch das Unternehmertum kommt einem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis entgegen. Gerade weil der englische Sport so wenig Künstliches und von oben her Geplantes enthält, gerade weil der Staat und die militärischen Interessenten sich aufs peinlichste von der Einmischung in das sportliche Leben fernhalten, sind auch die sozial- und staatspolitischen Folgen, die wahrer Sport

mit sich bringt, in England natürlich und solid. In ihren Spielen fühlen sich die Engländer mehr als bei irgendwelchen anderen Dingen als eine Einheit, als eine Nation. Das automatische Ableiern der ersten paar Takte der Nationalhymne nach jeder Theater-, Varieté-, Kino- oder Konzertaufführung ist ein Bekenntnis zum Britentum, das jeden Ausländer befremdet. Die Menschen stehen dann stramm — wenigstens die meisten — oder respektvoll, aber denken sich nicht viel dabei. Aber wenn sie spielen oder wenn sie dem Spiel zusehen und vollends wenn sie gewinnen, dann fühlen sie den großen Stolz, Brite zu sein, dann verstehen sie einander. Es gibt auch in England „Kaisersgeburtstage“ und Parade-märsche und es gibt einen nicht minder heroischen englischen „goose step“ — die Engländer vergessen das zuweilen, wenn sie sich über die deutschen Erfindungen auf diesem Gebiet lustig machen —, aber sie haben auch einen gewissen Grund, es zu vergessen, denn das alles spielt im Vergleich zu dem tiefempfundenen Patriotismus, zu dem stolzen Nationalgefühl, das Millionen und Millionen von Bürgern und Arbeitern in gleichen Maße erfüllt, eine nur sehr geringe Rolle. Der Geist des englischen Sports, das Urdemokratische, Volkstümliche, Ungebundene, Urmenschliche, das ihm innewohnt, aber zugleich auch die ganze Volksromantik mit ihren Dörfern, Kirchen und Strohdächern, mit Parks, Blumengärten und Nachtigallen, mit den Fire Places, dem Roast Mutton und dem saftigen Bier, mit Frohsinn, Tänzen und Liedern, mit Dudelsäcken und Pfeifen — dies alles: die gemeinsame Seele, sie ist der wahre Quell des englischen Nationalgefühls und des guten Willens zu gemeinsamer Arbeit, zu Play und Fair Play.

Wenn Staat und Militär dem sportlichen Treiben mit Ruhe

und Befriedigung zuzuschauen vermögen, weil ihren Zwecken um so besser gedient ist, je weniger sie sich einmischen, so versteht sich die Haltung der englischen Kirchen gegenüber Sport und Spiel nicht im gleichen Maße von selbst. Die Kirchen sind freilich heute, wo ihr Einfluß in den oberen Schichten und bei den „Intellektuellen“ viel geringer geworden ist, darauf angewiesen, sich dem Bedürfnis der großen Masse anzupassen, und das zwingt sowohl die Established Church wie die Freikirchen, der wiedererstandenen Spielfreude des Volkes auf allen Gebieten und ganz besonders auch im Sport entgegenzukommen. Aber von der Opportunitätspolitik, die dabei mitzusprechen scheint, ganz abgesehen, sind es natürlich die erzieherischen, die ethischen oder, wie man neuerdings geradezu sagt: die „kulturellen“ Werte einer vernünftigen sportlichen Betätigung, die die Kirchen heute veranlaßt haben, mit den Sportlustigen in Frieden zu leben. Wenn der heilige Paulus Gelegenheit hätte, nach London zu kommen, so erklärte unlängst ein Pfarrer in einer Kirche im Proletarierviertel Islington in einem besonderen „Fußball-Gottesdienst“, so würde er ohne Zweifel dem Cup Final beiwohnen. Christus, so versicherte derselbe Prediger, war der größte Sportsmann; bevor er aufs Feld trat, spielte die Menschheit unfair und „foul“ . . . Eine solche Predigt ist freilich auch in England ungewöhnlich, doch man sieht hier, worauf es der Kirche ankommt. Um dieser Werte willen ist die Geistlichkeit auch der sporttreibenden Frau nicht gram. Ja, die Geistlichen scheuen sich vielfach nicht, selbst aktiv an den Sportsfreuden teilzunehmen. Der Bischof von London ist nicht etwa der einzige. Mancher Reverend ist ein begeisterter Spieler. Zugleich bewähren sich die Kirchenhäupter als willkommene Organisatoren. Viele Hun-

derte von Kirchen und Chapels haben sich nicht nur soziale Klubs angegliedert, die sich dem Theater, der Musik und selbst dem Tanz widmen, sondern sie begründen und leiten Boy Scout-Trupps, Church Lad Brigades und Spiel- und Sportvereine aller Art. Im Herzen Londons, im engen Hof von St. Martins in The Field — ein Gotteshaus am Trafalgar Square — sieht man ein großes Netz, das für die Kricket-Ballübungen der jungen Kirchgänger bestimmt ist. Im Schatten mancher Kirche fliegen die Bälle selbst am Sonntag und nicht wenige Kirchen machen aus der Vermietung der Spielplätze auf ihren Grundstücken ein recht nettes Geschäft. Auch römisch-katholische. Das sind nicht nur individuelle Fälle von Freigeistigkeit, sondern die Verwalter des Grundeigentums der Church of England selbst, die Ecclesiastical Commissioners, haben sich nach einigem Widerstreben dazu überreden lassen, auf ihrem in Pacht gegebenen Land, wie etwa Golfplätzen, den Sport auch an Sonntagen zuzulassen. Nicht während des Gottesdienstes, denn solche Konkurrenz wäre zu gefährlich. Ja, man kam auf die originelle Idee, das Sonntagsspiel nur den Kirchgängern zu gestatten. Wer spielen wollte, mußte sich verpflichten, mindestens einmal am Sonntag den Gottesdienst zu besuchen. Im großen ganzen wird die Bedingung mit Anstand eingehalten, und wenn einmal ein junger Taugenichts den Schwur brechen sollte, so könnte er sich leicht darauf berufen, daß der sportbegeisterte Vikar einer der Vorortkirchen, bei der dieses Gebot gilt, es auch nicht immer so genau nimmt mit seinen Pflichten — er spielt mit den Jungens seiner Gemeinde nicht selten Tennis um Geld, und zuweilen soll er vergessen haben, daß er verlor.

WEEKEND

Fürwahr, die englischen Kirchen hatten große Zugeständnisse zu machen, als sie sich mit dem Sport aussöhnten, denn für die große Masse sind Sonn- und Feiertage natürlich auch die gegebenen Sportstage. Bis heute noch findet freilich kein großes Sportfest am Sonntag statt — außer den Boxkämpfen im jüdischen Whitechapel — aber die Tendenz geht, wie wir sahen, auf die Entheiligung des Sonntags. Nur wer sich des alten englischen Sonntags erinnert, kann ermessen, wie tief die Wandlung ist, die sich in den letzten zehn oder zwanzig Jahren vollzogen hat. England ist freier geworden, freier in jeder Beziehung, unabhängiger von alten Standardwerten, von guten und von schlechten, und in nicht ferner Zeit wird man die Folgen sehen. Die Entheiligung des Sonntags ist nur ein Glied in einer langen Kette. Die Sitten, die Denkart und damit der ganze nationale Charakter scheinen sich in einem wichtigen Stadium der Umformung zu befinden, ohne freilich bis heute genügend klare neue Werte geschaffen zu haben. Die moralischen Segnungen der Viktorianischen Zeit erwiesen sich als wenig haltbar und die gebobbtten Haare samt den charmanten Knieröckchen sind nur Begleiterscheinungen einer Revolte. Jede Revolution beginnt mit einer Unart — auch diese. Die heute oft frivole, durch ihre Uebertreibung abstoßende Ungenietherheit in Kleidung, Sprache und Sitte, wie überhaupt diese ganze revolutionäre Welle, von der die Demokratisierung des Sports nur einen Teil darstellt, sind nur relativ unbedeutende Symptome einer tiefgehenden Wandlung. Die Zerreißung der puritanischen Decke, der Decke der Selbstgefälligkeit und der Bigotterie, ist allein schon eine historische Leistung. Unter den zahlreichen Ele-



DIE FRAU IM SPORT

menten, die dabei mitwirkten, ist der Wille zum Sport und zum Spiel eines der stärksten. Daß der englische Sonntag dabei in Trümmer ging, ist wahrscheinlich ein Verlust, der der englischen Gesundheit und Nervenkraft auf die Dauer sehr fühlbar werden wird. Der weise Inder widmet einen großen Teil seines Lebens der Meditation. Ghandi fastet und denkt nach vor seinen großen Beschlüssen. Allzuviel ist wohl in England an den Sonntagen nicht nachgedacht worden, aber es genügt oft, nichts zu denken und nichts zu tun. Je mehr die Massen des Volkes nach ihrem Recht auf einen fairen Anteil an den Vergnügungen des Lebens verlangen, desto mehr muß der Sonntag entweiht werden. Wer sechs Tage in der Woche arbeitet und nichts sieht als graue Mauern und Untergrundtunnel außer der Arbeitsstätte, will nicht am Sonntag stillsitzen oder dreimal den Weg zur Kirche machen. Heute trägt ihn die Eisenbahn, das Fahrrad, das Auto, der Omnibus, das Charabank mit Windeseile durch Blüten und sonnige Haine.

Das englische Weekend ist zur Zeit — unglücklicherweise gerade in dem Augenblick, wo das Ausland sich bemüht, es zu kopieren — ziemlich desorganisiert. Die Erholung, die es bietet, ist für den Durchschnittsmenschen recht fragwürdig. Es geht den Hunderttausenden, denen es neu erschlossen ist, wie dem jungen Automobilisten: für ein paar Jahre rast er wie besessen rastlos im süßlichen Oeldunst über die Straßen; dann kommt die Sehnsucht nach Ruhe und mit ihr der bessere Teil des Weekend. Die Engländer wundern sich, daß wir Deutschen unser Talent für das Planen und Systematisieren der Dinge auf die Weekend-Idee geworfen haben, denn hierzulande ist sie, samt ihren Wandlungen, ganz unsystematisch entstanden. Wo das Weekend künstlich gefördert wurde, wie

durch die Automobil-Hausse und die Verkehrsorganisation, hat es den ursprünglichen Charakter verloren. Die alte Gewohnheit des englischen Weekend war im Grunde sozusagen eine verkehrstechnische Notwendigkeit. In der Großstadt wohnt nur, wer dort wohnen muß. Der Landadel, der jahrhundertlang England beherrschte, lebte auf seinen Gütern und kam von dort nach Westminster, ins Parlament. Viele hielten sich in der Hauptstadt ein eigenes Stadthaus, aber ihr Herz blieb draußen im grünen Land. Dies ist heute noch die Idee des Weekend. Wer es sich leisten kann, wohnt nicht in der rußigen, lärmenden Stadt; er hält sich wenigstens eine zweite Wohnstätte „in the country“. Viele reich Gewordene folgen jenem Beispiel des Landadels, während die kleineren Leute die Gartensiedlungen der Vorstädte bevölkern. So ist ein umständlicher Pendelverkehr zwischen Arbeitsstätte und Wohnort entstanden, zeitraubend und anstrengend, aber doch im ganzen der Mühe wert. Wer hätte nicht das Bedürfnis, diesen Pendel an jedem Wochenende für ein paar Tage stillzulegen? Aber wie viele vermögen das? Ein eigentliches alt-englisches Weekend gibt es darum nur für die wenigen Glücklichen, deren Beruf es erlaubt, vom Freitag abend bis Montag oder gar Dienstag früh auf die Landsitze hinauszufahren. Dort leben sie, wie die Väter lebten, und die Playing Attitude schützt sie vor Langeweile. Sie laden sich das Haus voll Gäste. Das ist „Weekend“. Der Sonntag selbst ist dabei nur eine Episode. Reiche Parlamentsmitglieder, Handelsherren, Industrielle, deren Betrieb von selbst läuft, erfolgreiche Stockbroker und andere vermögen so zu leben; auch manche Schriftsteller und Gelehrte ziehen sich für eine halbe Woche aufs stille Land zurück. Aber für die andern gibt es kein Weekend von dieser Sorte. Sie haben ihren Samstagnach-

mittag und Sonntag frei, — sie mögen einen Sonntagsausflug machen, aber warum soll man das gerade „Weekend“ nennen? Wenn sie klug sind, bleiben sie zu Hause, treiben Sport, arbeiten im Garten, lesen, schlafen oder ruhen. Aber die Tendenz ist heutzutage, nicht klug zu sein, darum drängen sie sich in überfüllte Eisenbahnen, die nach noch überfüllteren Badeorten führen, oder sie treiben ihr Auto durch den Oeldunst „verstopfter“ Landstraßen, — ohne Rast, ohne Ruh. Die ganz Jungen wandern oder tragen ihre Camping-Sachen auf dem Fahrrad mit sich. Der moderne Massenmensch aber besteigt ein Charabank, das schon um zehn Uhr morgens zum ersten Frühschoppen an einer Schenke anhält. Benzin und Alkohol ergeben eine feine Sonntagsmischung. Kurzum: das alte Weekend ist proletarisiert worden, — in seiner ursprünglichen Idee war es konservativ. In dem Augenblick, wo Massenverkehr und Trubel mit all ihren Begleiterscheinungen hinzukamen, hörte das Weekend auf, das zu sein, was sein ursprünglicher Sinn war: eine Zeit vollkommenster Ruhe für Leib und Seele. Wenn die Uebertreibung des Sports und die Raserei am Sonntag sich weiterentwickeln wie bisher, dann ist eine der wichtigsten nationalen Eigenschaften des Engländer bedroht: seine Nervenruhe.

DIE FRAU IM SPORT

Die Rolle des weiblichen Geschlechts im sportlichen Leben ist wohl noch nicht endgültig geklärt. Auch nicht in England, wo nicht wenige Frauen mit dem Fußball ebenso vertraut sind wie mit Leichtathletik. Je mehr das Natürlich-Spielerische des Sports zu seinem Recht kommt, je mehr wir aus der Periode der Kommerzialisierung von Sport und Spiel heraus-

treten und der körperlichen Uebung ihre harmonische Stelle in der Einheit unserer körperlichen und geistigen Spiele einräumen und je rascher darum auch das Rekordmäßige und Sportsfanatische nur belanglose Teile einer volkstümlichen Kulturerscheinung werden, desto leichter wird es auch dem weiblichen Geschlecht werden, dabei den Platz zu finden, der ihm nach seinen physischen Vorbedingungen und nach seinen geistigen und seelischen Aufgaben zukommt. Die Stellung der Frau zu diesen Dingen wird letzten Endes immer wieder auch durch den Geschmack der Männer reguliert — selbst in einem Land, wo es bereits einige Millionen mehr Frauen gibt als Männer. Das männliche Geschlecht in England verlangt heute nicht nach einem Gretchen-Typus und noch weniger nach der gottgefälligen Viktorianischen Jungfrau. Die englische Frau ist restlos emanzipiert und die Wandlung seit der puritanischen Zeit wird durch die Metamorphose der englischen Frau und des englischen Girls am deutlichsten. Wie nahe wir dieser Wandlung noch sind, sieht man an dem verblüffenden Gegensatz zwischen der älteren und der jüngsten Generation. Es ist kaum zu glauben, daß sie dieselben Menschen, dieselbe Rasse und dasselbe Volk sind. Der Niederbruch der Konvention, des Vorurteils und der Maskierung ist erstaunlich. Die Suffragettes haben viel dazu beigetragen, auf ihre besondere Weise; aber unter den zahlreichen Einflüssen, die die englische Frau umbilden, sind die am größten, die sich auf den Sportplätzen entwickelten. Die unbekümmerte Frivolität der Society, die animalische Selbstverständlichkeit, mit der die kleinen Leute zwischen den Büschen von Hampstead Heath oder sonstwo im Grünen der Liebe huldigen, oder die organisierte Entfaltung plebejischer Lebensfreude am Derby-Tag oder an den Bank-Holidays hätten sich nach der

Ueberwindung des Puritanismus ohnehin so oder ähnlich eingestellt. Das Durcheinanderleben der Geschlechter im Sport hat den Prozeß erleichtert und beschleunigt, aber zugleich auch wieder diszipliniert. Sport und Spiel schaffen zuweilen Vorwände und Gelegenheiten, aber man kann nicht sagen, daß sie die sinnlichen Spannungen in England erhöht haben. Das sportliche Leben und besonders der Eintritt der Frau in den Sport scheint viel eher das Zusammenleben zu vereinfachen. Das spielende Volk gewinnt sich und erhält sich seine Natürlichkeit.

Es gibt kaum einen Sport in England, der nicht auch von Frauen ausgeübt würde, und es gibt manche, bei denen beide Geschlechter konkurrieren, wenngleich auch noch nicht in offenen Turnieren. Vielleicht ist Golf das Spiel, wo die englische Frau dem Mann am nächsten kommen wird, wenn man von kleineren Freuden, wie dem Bogenschießen, absehen darf. In Reit- und Springkonkurrenzen hat das weibliche Geschlecht ebenfalls eine nicht schlechte Chance. Kricket und Hockey sind die Hauptspiele, die auch in den Mädchenschulen betrieben werden. Auch Rudern, Schwimmen, Fechten und Leichtathletik werden eifrig gepflegt, Lacrosse ist ein begehrtes Ballspiel und natürlich Tennis. Wie bei der männlichen Jugend gibt bei der weiblichen die Schule und, in beschränkterem Maß, die Universität den Ton an. Mit den Milderungen, die sich aus dem schwächeren Geschlecht ergeben, verwendet die Mädchenschule das gleiche Prinzip, indem sie den Spieltrieb des Kindes und sein Recht zum Spiel anerkennt, pflegt und in geregelte Bahnen lenkt. Neben den leichtathletischen Uebungen sind es die Mannschaftsspiele, die gefördert werden, aber schon aus Gründen des Geschmacks gehört das Fußballspiel nicht zu den organisierten Spielen

der weiblichen Schuljugend. Häufig gehört rhythmische Gymnastik zum Lehrplan und die Einrichtung der privaten Lehranstalten erlaubt eine sehr ausgedehnte individuelle Schulführung, die in erster Linie an den Charakter appelliert und auf die harmonische freie Entwicklung der natürlichen Gaben abzielt. Die junge Engländerin von heutzutage ist die personifizierte Freiheit. Sie bewegt sich mit ungezwungener Sicherheit durchs Leben. Sie versteht ohne den Mann auszukommen, auch bei öffentlichen Tänzen. Sie bedarf des männlichen Schutzes auch nicht, wenn sie zum Theater oder zum Rennen geht. Sie mißbraucht die Freiheit in der Regel nicht, denn sie ist ihr natürliches Attribut. Der Mann respektiert die weibliche Freiheit. Nirgendwo kann sich die Frau ungestörter und mit geringerer Gefahr für Belästigung durchs Leben bewegen als in England. Dabei ist das englische Volk wirklich nicht klösterlich veranlagt. Die Betriebsamkeit sehr irdischer Art, der die Jugend der niedereren Schichten in aller Öffentlichkeit obliegt, während die besser Gestellten eine größere Discretion für geboten halten, ist seit dem Kriege sicherlich stark gewachsen, aber sie setzt Uebereinkunft voraus und mindert deshalb den Wert jenes Prinzips nicht.

Der sportliche Zug der heutigen Generation bringt die nicht unwichtige Nebenwirkung einer höchst gefälligen Kleidung. Die englischen Schulmädchen, die zumeist nicht übertrieben erfreulich uniformiert sind, tragen zum Sport vielfach dieselben farbenfrohen Jacken wie die Knaben, und die älteren sind oft genug Meisterinnen in der englischen Kunst, sich einfach und sportlich-elegant anzuziehen. Von den meisten Frauen kann man wohl sagen, daß sie den Sport von seiner leichten und amüsanten Seite zu nehmen wissen: als ein Vergnügen und nicht als eine schicksalsschwere Lebensaufgabe. Es gibt,

wie überall, weibliche Sonderlinge, die mehr oder weniger zwischen den Geschlechtern stehen und wahrscheinlich rekrutieren sich aus ihren Reihen die weiblichen Ebenbilder der männlichen Sportsnarren, die zu den verrücktesten Dingen fähig sind. Das Radfahren — besonders auf dem Tandem und in Kniehosen — scheint diese Art des weiblichen Irrsinns besonders zu begünstigen, während die Leichtathletik die unästhetischsten Beispiele eines forcierten weiblichen Sportsgeistes bietet. Ein gewissenhafter Statistiker könnte wahrscheinlich erstaunliche Dinge über die Höchstleistungen der Weiblichkeit beim Sport berichten. Doch wozu? Rekorde sind schon bei den Männern oft genug eine fragwürdige Kulturtat. Bei den Frauen kommt hinzu, daß solche Berichte erst recht ein falsches Bild vom sportlichen Leben geben. Es ist ein Glück, daß die Periode der Süßlichkeit und der gefühlvollen Grazie, wie sie vor nicht allzu langer Zeit noch beispielsweise mit dem englischen Tennis oder dem Bogenschießen der Damen mit Schleppe und Federhüten verbunden waren, endgültig vorüber ist. Die heutige Frau ist zeitgemäß. Der kleine Schoßhund ist durch den rassigen Schäferhund ersetzt worden; das ist bezeichnend. Aber die Schicht, in der aus dem Sport der Frauen bereits eine Narretei gemacht wurde, ist auch in England sehr klein.

So selbstverständlich es jedermann heute erscheint, wenn er hört, daß eine englische Frau Sport treibt, so wenig repräsentativ ist dies aber für die große Masse, für die zwanzig Millionen von Engländerinnen. Die Millionen von Arbeiterinnen haben keinen Sport, und die Hunderttausende von weiblichen Angestellten und Verkäuferinnen Londons haben bisher nur wenig davon. Ein paar tausend von ihnen mögen des Abends zuweilen Tennis spielen, aber für die große Masse

bleiben fürs erste Kinos und Tanzpaläste die Hauptfreude. Sie promenieren mit ihren Freunden, reden und lachen, verbergen sich im Gebüsch, sofern es da ist, oder begleiten auch die Jungens auf die Spielplätze und schauen ihnen zu. Tausende besteigen die schwankenden Notsitze hinter den Motorfahrern und rasen durchs Land. Aber wer könnte sagen, daß dies sportliches Leben der weiblichen Volksmassen sei? Doch der Sport der Frau ist auch in England noch jung und die Schulfrauen von heute wachsen anders auf als ihre Mütter und Großmütter. Selbst für das männliche Geschlecht hat ja die Demokratisierung des Sports erst in neuester Zeit begonnen. So mögen uns vielleicht große Dinge bevorstehen, und nicht jedermann in England sieht der kommenden Hochflut weiblicher Athletik mit Gleichmut entgegen. Wehe, wenn sie losgelassen . . . Wenigstens sollten die Frauen sorgfältig bei der Auswahl ihrer Spiele sein. Wenn sich bekannte Sportsleute, wie etwa der Cambridger Athlet Abrahams, nicht dafür begeistern können, daß Frauen selbst vor den anstrengendsten leichtathletischen Kämpfen nicht zurückschrecken, so geschieht das gewiß nicht aus Angst vor der weiblichen Konkurrenz, denn wo Kraft und Ausdauer entscheiden, müssen die Championships notwendigerweise an die jungen Männer fallen, sondern weil er aus eigener Erfahrung die unerhörte Anspannung des Rekordlaufens und ähnlicher Dinge kennt. Ist es nicht genug, wenn sich die Männer ruinieren? Genügt es nicht, die verzerrten Züge der männlichen Renner zu sehen? Aber abgesehen von den Rekorden, — neigen die Frauen, wenn sie erst einmal anfangen, ernsthaft Sport zu treiben, nicht noch mehr zu fanatischer Einseitigkeit als die Männer? Schließlich, so fragen wohl manche, was wird die Wirkung auf die Rasse sein? Heute kann man sie sicherlich noch nicht

übersehen, heute erfreut man sich der Frische und Energie, die maßvolles sportliches Leben den weiblichen Gliedern zu verleihen vermag, man erfreut sich des befreiten Lebensstils, der kurzen Röckchen und der seidenen Strümpfe, aber es ist noch nicht erwiesen, wie der Typus der nächsten Generationen aussehen wird: der Typus von Kindern, deren Mütter auf den Sportplätzen nicht minder eifrig trainierten und konkurrierten als die Väter. Der Sport nivelliert die Geschlechter. Erscheinungen wie der „Eton Crop“, der weibliche Haarschnitt nach dem Vorbild der Eton Boys, oder wie die Nachahmung männlicher Kleidung — in Zeitungen sah man Bilder von einem Cricket-Match von jungen Damen, die in Schlafanzügen auftraten — sind Geschmacksfragen. Fürs erste ist der Durchschnitt der jungen Männer wohl noch angenehm überrascht durch die neuen Möglichkeiten, die der weibliche Körper im zwanzigsten Jahrhundert bietet. In der Tat, eine Auffrischung war erwünscht, aber es zeigen sich in England — ohne kirchliche Einmischung! — bereits Spuren einer beginnenden Reaktion. Doch das sind nur äußerliche Begleiterscheinungen. Mit kurzen oder langen Röcken: jene physiologischen und geistigen Wirkungen der Vermännlichung und Versportlichung der Frau bleiben bestehen und wir wissen nicht, wohin sie uns führen. Emanzipierung bedeutet die Schaffung eines Vakuums: eines Vakuums für Bedürfnisse. Vor achtzig Jahren haben sich auch in England nicht alltäglich Millionen von Menschen, Männer und Frauen und Kinder, gefragt: was unternehmen wir heute? Ihr Bedürfnis war viel kleiner. In unseren Nachkriegstagen meldet sich das Vakuum in der Seele unablässig wie ein unbefriedigter Magen, brennend und knurrend. Vor zwanzig Jahren, als die Gartenvorstadt modern wurde, genügten noch ein Haus und ein Garten

als Beruhigungsmittel. Heute stellt man ein Auto dazu, gleichsam um anzudeuten, daß man dem Haus, nach dem man lechzte, so bald wie möglich wieder entrinnen will. Erst entließ der Mann der häuslichen Stille, jetzt flieht der ganze Hausstand — vor sich selbst. Wenigstens ist der Sportplatz keine unwürdige Zufluchtsstätte. Viele englische Hausfrauen haben den Kochlöffel längst mit dem Tennisschläger vertauscht. Man sagt, die englische Frau habe zwar äußerlich eine einzigartige Stellung, aber im Grunde regiere doch der Mann — vorsichtig und ohne Anstoß zu geben. Das ist wohl richtig, aber der englische Mann scheint nicht zu bemerken, auf wie viele häusliche Freuden er in aller Stille längst zu verzichten gelernt hat. Doch was bedeutet heutzutage ein warmes Abendessen? Let's have an other game. Und später kommt die Zeit, wo wir wiederum das Haus entdecken, denn schließlich sind es ja doch nur die Jungen, die immerfort spielen wollen.

DIE SPORTS UND IHR PUBLIKUM

DIE SPORTS UND IHR PUBLIKUM

DIE MYSTERIEN DES KRICKET

Wenn man den Engländer fragt, was das typischste nationale Spiel sei, so wird er nicht sagen: Fußball, sondern Kricket. Das heißt nicht, daß Kricket zugleich das populärste Spiel sei und daß ein Kricket-Wettspiel die größten Menschenmassen anziehe. Aber das Spiel ist eminent englisch. Auf keinem andern Boden als auf dem englischen und in keinem andern Land als in England wird es wahrhaft gedeihen können. Das Wort englisch ist dabei nicht gleichbedeutend mit britisch. Auch die Iren sind britische Staatsbürger, aber die Iren sind gewiß keine Engländer, — sicherlich bekennen sie sich nicht zum Kricket-Kult. England besitzt das Spiel seit Jahrhunderten und weitere Kricket-Jahrhunderte stehen in Aussicht. Kricket ist eine spezifisch englische Weltanschauung, ein Schlüssel zur englischen Seele, ein Produkt englischen Temperaments. Kein Sportgelehrter hat es erdacht, niemand hat es „organisiert“, Kricket ist auf die natürlichste, volkstümlichste Weise entstanden, so wie ein Volkstanz oder ein Volkslied entsteht, als eine Unterhaltung der Dorfbewohner, die des Abends auf der Dorfwiese zusammenkamen, um zu spielen oder zu tanzen. Da gab es keine Manager, keine Professionals, keine Sporthochschulen (diese würde man selbst heute in England vergeblich suchen!) und keine Sportlehrer, sondern man wollte ganz einfach spielen und vergnügt sein. Wahrhaftig, wenn man heute Lords Cricket Ground in St. Johns Wood betritt oder das „Oval“ auf dem südlichen Themseufer in London, fällt es etwas schwer, sich beim Anblick der gewaltigen Tribünen und Enclosures, die wohl achtzigtausend Menschen Raum bieten, daran zu erinnern, daß es sich um dasselbe gute alte Village Cricket und um

dasselbe Volk handelt, das sich in der Vergangenheit mit einer Dorfwiese, einer Fiedel und mit guter Laune begnügte. Gehen wir aber hinaus aus der Zwingburg, in der jeder Schritt Geld kostet, in die Umgebung der großen Stadt, gehen wir hinaus zu den Wiesen und Hügeln, so sieht man hier und dort zwischen Baumgruppen und Büschen auf der grünen Flur seltsam verteilte Gruppen schneeweiß gekleideter Gestalten, jetzt geduckt, gespannt, jetzt in plötzlicher Bewegung. In ihrer Nähe lagert ein Häuflein Alter und Junger in der abendlichen Sonne, das Spiel verfolgend. Dies alles paßt wundervoll in die einfache liebliche Landschaft und die beherrschte Ruhe, die das Bild ausstrahlt, spiegelt fürwahr den Charakter, den dieses Volk anstrebt, in merkwürdiger Treue wider. Ein leises Andante zieht durch Natur und Seele.

Wollen wir, die von Kricket nichts verstehen, seinen Reiz nachfühlen, so müssen wir uns ihm von dieser Seite nähern. Bei „Lords“ wird es uns ewig unbegreiflich bleiben, — es sei denn an dem großen Tag, wo die Schule von Eton gegen Harrow spielt, denn bei dieser Gelegenheit verwandelt sich der Cricket Ground in einen Teegarten, in dem jung und alt im Top Hat sich ein Rendezvous geben, wo die Mütter, Tanten und Schwestern in ihren schönsten Sommerkleidern erscheinen, um sich nicht dem Tadel der jungen Herren auszusetzen, die darauf bestehen, daß ihr Kricketmatch einen erlesenen, köstlichen Rahmen habe: entzückende Picknicks mit Kuchen und Eis und lustigen Fahnen und Zelten. Daneben auch ein wenig Sport für die, die es am besten können. Aber an anderen Tagen ist „Lords“ wie „Oval“ oder die anderen Kricket-Arenen eine todernste Bühne. Das Spiel gerät dann in die Atmosphäre der Professionals, der großen Kricket-Heroen, wie Jack Hobbs. Das Idyll der Dorfwiese muß dann

den Gladiatorenkämpfen weichen. Nun wird auch das Eintrittsgeld wichtig, — für den Manager, aber auch für den Spieler, der recht gut bezahlt wird. Es gibt freilich keine strikte Trennung mehr zwischen Berufsspielern und Amateuren. Außer beim Tennis, wo die Trennung äußerlich aufs sorgfältigste beibehalten wird, spielen bei allen bekannteren englischen Sports Professionals und Amateure sehr oft in gemischter Mannschaft. Sobald aber das Cricket aus seiner Village-Atmosphäre austritt: sobald es in eine moderne Sportsarena verpflanzt und mit der Miene des Virtuosen gespielt wird, verwandelt sich sein Charakter und man könnte meinen, das Virtuositum und das Rekordmäßige sei der Grund seiner Popularität. Aber im Grunde ist dies nicht so. Nicht die Arena von Lords, sondern die Wiese am Rand der Stadt ist das wahre Cricketfeld. In der Arena sieht man die großartigste Technik — am Rand der Stadt aber verspürt man den Geist dieses Spiels.

Kein Sport kann ohne Höchstleistung und ohne Ernsthaftigkeit bestehen und entwickelt werden, aber wie überall im Leben ist es nicht der Rekord, nicht das Außerordentliche, nicht das Einmalige, worauf es ankommt, sondern der soziale Wert der Dinge liegt in ihrer Anwendbarkeit, in ihrer Gemeingültigkeit, in ihrer Eignung für die Popularisierung. Dies wenigstens ist die Folge des Einzugs der demokratischen Idee in die Welt der Spiele und des heiteren Alltags. Viele mögen ihre Weltanschauung erschüttert sehen, aber je mehr wir um uns blicken, desto häufiger begegnen wir der Tendenz, das Berufsmäßige, die Exklusivität in Sport und Spiel und weit darüber hinaus durch etwas Neues zu ersetzen: durch das Volkstümliche. Im Grunde ist es nichts Neues; es ist die Rückkehr zu einem Leben vergangener Zeit — nur mit dem Unter-

schied, daß sich das Volk inzwischen vervielfacht hat und daß die Vervielfältigung der Menschenzahl und unsere gloriosen technischen Errungenschaften die Aufgabe inzwischen unendlich erschwert haben. In diesem Zusammenhang, der diesem ganzen Buch seinen Weg aufzwingt, müssen alle Sports und Spiele, von denen die Rede sein wird, betrachtet werden. Wir stehen an einem Wendepunkt.

Sport ist Wettkampf. In der Playing Attitude äußert sich der elementare Instinkt, der auf Tat, auf Ruhm, auf Gewinn, auf Befriedigung eines unersättlichen Ehrgeizes drängt, in seiner friedlichen Form — die Alternative des Sports ist der Krieg, Krieg im weitesten Sinn. Wäre die Höchstleistung, der Rekord, die Raserei nicht unvermeidlich als Ansporn und als Beispiel des Möglichen, so würde dieser Ursprung des Spieltriebs von selbst dazu führen, daß das sportliche Leben durchsetzt ist von Unsinn und Uebersteigerung. Solange es möglich scheint, die Grenze der sportlichen Leistung wenn auch nur um Millimeter zu verschieben, wird das Ueberbieten kein Ende nehmen. Aber der Rekordwahn ist nur ein Attribut der Playing Attitude — und nicht einmal ein besonders wesentliches. Solange England das Hauptland des Sportes oder gar das exklusive Sportland war, hielten Engländer die wichtigsten Rekorde und als nun ein Land nach dem andern zum Wettbewerb und zum Angriff auf die englischen Höchstleistungen antrat, wurde das Rekordfieber künstlich stimuliert: der nationale Ehrgeiz wurde zur Triebkraft. Die moderne Presse, die sich des Sports bemächtigt hat, und noch mehr das moderne Unternehmertum, das seine Darbietungen an Millionen von Menschen mit größtmöglichem Gewinn verkaufen will, haben am meisten dazu beigetragen, den Rekordwahn heute ins Unsinnige zu steigern. Die Unsinnigen sind



SPORT UND GESELLSCHAFT / LORD'S CRICKET GROUND



dabei oft weniger die Sporttreibenden als die Zuschauenden und als jene, die den Sport nur benützen, um Geld zu machen. Die englischen Sportsleute selbst sind an sich in der Regel vernünftige Menschen. Ihre Kräfte schäumen über, aber sie laufen, springen, boxen und sporten zu ihrem Vergnügen, selbst dort, wo sie daraus einen Beruf machen. Gerade das englische Kricket, also das typischste der populären Spiele, ist ein Beweis dafür, daß für das wahre sportliche Leben des Landes der naive Spieltrieb ungleich wesentlicher ist als all die Rekorde und Entartungen, hinter denen er verborgen bleibt. Und je mehr die wiedererstarkende Amateur-Tendenz sich gegen die Kommerzialisierung des Sports und der Spiele durchsetzt, desto deutlicher werden die Vorzüge des gereinigten Spieltriebs und seine Bedeutung für eine harmonische körperlich-geistige Volkskultur werden.

Beim Kricket ist das Wesentliche, daß es jeder spielen kann, auch der, dessen Geschicklichkeit in anderen Sports fragwürdig ist. Der vollendete Kricketer freilich ist ein Virtuos, aber jedermann kann die Kricket-Atmosphäre — die weißen Gestalten auf der Dorfweise — mitgenießen, und zwar nicht nur als Zuschauer, denn zum Kricket ist der Jüngste kaum zu jung und der Aelteste kaum zu alt. Wenn die Jungens des Abends im Garten oder auf der Wiese das „Wicket“ aufstellen, so sind Schwestern, Väter und Großväter willkommene und erfolgreiche Fieldsmen, ja sie sind ebenso brauchbar und willig als Batsmen oder Wicketholders. Der Vater zieht allenfalls den Rock aus, — und schon ist er ein Sportsmann, schon fühlt er sich jung, vergnügt, erfrischt. Der Mangel an Temperament, der dem Kricket in den Augen derer anhaftet, die sich austoben wollen, ist somit gerade wieder seine größte Stärke. Man braucht wahrhaftig kein Athlet zu sein, um

das Alltags-Kricket zu spielen. Auch die Ausrüstung ist einfach. Zwei Wickets, zwei Bats, ein Lederball und verschiedene Beinschienen genügen, um zweiundzwanzig Spieler glücklich zu machen, aber es geht auch mit einem Wicket und einem Bat — ja es muß sogar häufig genug in den Londoner Straßen mit einem Laternenpfahl und einem Stock als Schläger gehen. Das Wicket ist ein kleines Mal: zwei kleine Holzstäbchen liegen auf drei parallel im Boden steckenden Stäben und das Prinzip dieses auf dem Kontinent fast unbekannten Spiels ist, mit einem Lederball dieses Mal zu treffen, während die andere Partei einen Verteidiger davorstellt, der mit dem Bat, einem mäßig breiten, langen Holzschläger, den Ball abwehrt und, wenn er ihn in hohem Bogen durch die Luft zu schleudern vermag, einen „Run“ zu machen versucht, indem er zum andern Wicket und wieder zurück läuft, bevor der Ball selbst von den Fielders zurückbefördert ist. Aeüßerst flinke Augen und Geistesgegenwart sind Voraussetzungen eines guten Spiels. Der Angreifer erschwert die Abwehr nicht nur durch äußerste Wucht des Wurfes, sondern durch einen „spin“, eine Drehung, die er dem Ball mit auf den Weg gibt. Er wirft ihn so, daß er dicht vor dem Batsman den Boden berührt und durch den „spin“ in einer unvermuteten Richtung wieder hochspringt. Ohne die Finesse, die von den Meistern des Cricket zu großer Vollendung gebracht wird, kommt immer noch ein für das englische Gemüt höchst erfreulicher Zeitvertreib zustande. Der „Team“-Charakter und damit die disziplinierende Wirkung ist sehr ausgeprägt. Das Spiel erfordert geradezu Entsagung, denn von der Mannschaft der einen Seite können immer nur zwei im Angriff mitwirken, während der Rest zu warten hat, bis er ans Bowling, an den Ballwurf kommt. Und auf der andern Seite haben die Leute

im „Field“ oft ein sehr faules Leben — gleichwohl erwartet man ihre stärkste Aufmerksamkeit, was dem Familien-Kricket am Abend mitunter seinen Reiz nimmt, denn den Kleinen wird das Fielding zuweilen zu langweilig.

Die großen Cricket-Matches auf den Sportsfeldern der Berufsspieler-Klubs, wie „Lords“, locken eine oft enorme Menschenmenge an. Die Wettspiele zwischen den repräsentativen Mannschaften der Grafschaften oder Städte oder Länder nehmen nicht weniger als drei volle Tage in Anspruch und es ist höchst erstaunlich, wie viele Menschen an solchen Tagen nichts zu tun haben. Unzählige Tanten und Großmütter müssen jeweils „gestorben“ sein, denn sonst wäre es unbegreiflich, wie die Cricketfreunde immer den nötigen Urlaub zum Zuschauen bekommen konnten. Drei Tage lang Cricket — ein Batsman nach dem andern sucht so lange am Schlag zu bleiben und so viele „Runs“ zu machen wie möglich. Einer nach dem andern. Das Bild verändert sich äußerlich fast gar nicht. Wer kein Engländer und kein Kricketspieler ist, findet diese Dauervorstellung nach einer halben Stunde sehr langweilig. Die Cricket-Atmosphäre der Dorfwiesen macht einer nahezu wissenschaftlichen Betrachtungsweise Platz. Nun kommt es auf die feinste Nuance an. Wer schwache Augen hat, ist hoffnungslos verloren. Nur aus den freudigen Kommentaren spielkundiger und helläugiger Mitmenschen kann der Laie erfahren, was sich zugetragen hat. Irgendeine raffinierte Drehung des Balles, irgendeine kunstvolle Wendung des Schlägers bei der Abwehr, irgendein schnelles Auffangen des Balles — irgend etwas ereignet sich und verlockt Tausende zum Beifall, bevor wir auch nur ahnen, was geschehen sein könnte. Noch eben atmeten wir die Cricket-Luft der Village mit vollen Zügen — schon fühlen

wir uns in einem Vakuum. Aber für die Menge der Kricketfreunde bleibt es beste, kräftige englische Landluft. Drei Tage lang.

So populär Kricket auch sein mag, die Cricket Crowd stammt nicht aus den untersten Schichten, sondern in erster Linie aus dem Mittelstand und allenfalls auch aus der oberen Schicht. Man merkt ihr an, daß das englische Kricket seinen stärksten Rückhalt in den englischen Schulen hat, in Schulen aller Art und für beide Geschlechter. Das Kricket-Publikum ist ein geschultes Publikum: eine erzogene Masse, sehr ruhig, sehr aufmerksam, sehr scharf beobachtend, sehr tiefsinnig kommentierend. Sehr viele Frauen sind darunter, was daher kommt, daß auch das English Girl mit Kricket-Geist genährt wird. Es ist eigenartig, wie dieses Spiel zugleich so naiv-volkstümlich wirkt, sobald es aktiv vom Volke betrieben wird, und zugleich so kunstvoll-expertenmäßig, wenn es in der Arena vorgeführt wird. Das ist der Grund, warum Kricket eminent englisch, aber keineswegs im gleichen Ausmaß heute ein Spiel der breiten Massen ist. Die proletarischen Millionen sind in diesem Sinne heute noch nicht ganz „englisch“. Der Mittelstand dagegen ist oft englischer als die Engländer, aber von einem gewissen Grad der Prosperität oder auch von einem gewissen Alter an wendet er sich vom Kricket mehr dem aristokratischen Vergnügen auf dem Golfplatz zu. Den Massen dagegen ist der Fußball beschert worden.

DIE FOOTBALL CROWD

Es gibt keinen gesunden englischen Jungen, der nicht Fußball spielen möchte. Ueber eine Million Engländer sind in Fußballklubs organisiert. Die Zahl der Zuschauer bei den großen

Spielen, die während der ganzen Wintersaison stattfinden, geht hoch in die Millionen. An jedem einzelnen Samstag-Nachmittag stehen sicher über eine Million Menschen um die Spielplätze als Zuschauer versammelt. Kein anderer Sport hat sich auch nur in ähnlichem Maß und mit ähnlicher Schnelligkeit bis in die untersten Schichten des Volkes ausgebreitet. Trotz den vielen Hunderttausenden aktiver Spieler liegt aber auch heute noch der Schwerpunkt des englischen Fußballspiels bei den Zuschauern. So erfolgreich die Selbstorganisation und der gesunde Instinkt des Volkes auch waren — die kommerzielle Organisation und die kapitalistische Ausnützung der Spielfreude als einer Massenerscheinung war noch erfolgreicher. So nahm besonders das Fußballspiel bis in die neueste Zeit einen ganz einseitigen Verlauf. Kein Engländer kann dies leugnen, seit ihm durch das Verdienst der National Playing Fields Association die Augen geöffnet wurden. Noch mehr als beim Kricket war der Schwerpunkt des Sports allmählich auf die Vorführung der bezahlten Berufsklubs verschoben worden. Sie trugen am meisten zur Unterhaltung und Anregung der Volksmassen während der grauen Wintermonate in den Städten Großbritanniens bei.

Es ist bezeichnend genug, daß die wertvollste Trophäe, der berühmte Pokal der Football Association, nur für die Berufsmannschaften der in den verschiedenen Ligen dieser Vereinigung zusammengeschlossenen Klubs bestimmt ist. Die Anforderungen an Training und Energie sind so groß, daß ihnen nur Spieler gewachsen sind, die bereit sind, die besten Jahre ihres Lebens ganz für den Sport herzugeben. Während das erstklassige Kricket selbst noch in der Mitte der vierziger Jahre erfolgreich betrieben werden kann, ist der Fußballspieler, wenn er das dreißigste Jahr überschritten hat, nur

ausnahmsweise noch zu großen Taten befähigt. Es ist ein kurzfristiger, aber für die begehrtesten Spieler recht einträglicher Beruf. Die viel größeren Einnahmen der Fußballklubs gestatten eine relativ viel höhere Bezahlung, als sie beim Cricket möglich ist. Die wohlhabenderen Klubs der „1. Division“ der Football Association zahlen den „ersten Elf“ während der Spielsaison etwa acht Pfund pro Woche als Fixum sowie ein Pfund extra als Spielgeld im ersten Team und weitere zwei Pfund im Fall des Gewinnens. Die „zweiten Elf“ haben ein Fixum von sechs Pfund pro Woche. In der zweiten und dritten Division sind die Bezüge entsprechend niedriger und sie schwanken stark mit den Spieleinnahmen, das heißt mit der Wohlhabenheit der Klubs. Je besser ein Klub spielt und je berühmter er ist, desto größer sind natürlich seine Einnahmen. Als Durchschnitt in der zweiten und dritten Division kann man wohl fünf bis sieben Pfund Gehalt pro Woche annehmen. Im Sommerhalbjahr, in dem nicht gespielt wird, ermäßigen sich die festen Bezüge auf die Hälfte. Nach jeder fünften Spielsaison beim gleichen Klub wird gewöhnlich ein besonderer Bonus von fünfhundert bis sechshundert Pfund gewährt. Wird ein besonders begehrter Spieler von einem anderen Klub wegengagiert, so erhält er häufig sehr bedeutende Summen für diesen Wechsel. Hübsche Direktorposten in irgendwelchen Firmen gehören gleichfalls zu den Annehmlichkeiten, die manche Klubs durch die Gunst ihrer Freunde an ihre Mitglieder zu verschenken haben. Kommt später das Ende der Spielkraft, so bieten sich zahlreiche Möglichkeiten, von denen die Erwerbung oder die Bewirtschaftung eines Public House, einer Kneipe, nicht zu den am wenigsten begehrten gehört. Die Berufsspieler stammen selbst zumeist aus den unteren Gesellschaftsklassen

und ihre Berühmtheit bei den Stammgästen der „Pubs“ sichert einen erfreulichen Absatz von Bier und Schnäpsen. Die Beziehungen zwischen der Football Crowd, das heißt dem Publikum der großen Matches, und dem Public House, das heißt dem Alkohol, sind mindestens ebenso intensiv wie zwischen der zuschauenden Menge und dem kunstvoll getretenen Fußball. Die große Masse der Zuschauer ist durchaus proletarisch. Dieses Publikum ist sehr interessiert, sehr sachkundig und sehr erregbar. Ein nicht geringer Teil der Football Crowd, die teilweise per Bahn oder Charabank aus großer Entfernung zu den Hauptspielen herbeieilt, betritt den Platz bereits mit allen Anzeichen alkoholischer Erheiterung; was noch fehlt, wird ohne Zeitverlust nachgeholt. Schon deshalb ist es oft keine Annehmlichkeit, in der Menge eingequetscht zu stehen. Bei den großen Wettspielen in London selbst ist die Football Crowd zwar gemischt, aber durchaus nicht für das ganze Volk repräsentativ. Die oberen Klassen, die an den Spielen der Schulen und Universitäten starken Anteil nehmen, meiden in der Regel die kommerziellen Sportarenen. Der gebildete Mittelstand ist ungleich spärlicher vertreten als bei den Kricket-Wettspielen, dagegen sind Kleinbürger, Shopkeepers, Angestellte und besonders Arbeiter — kurzum die Menschen, die auch in der Stadt Sportmützen tragen — sowie das unterste Proletariat, das unterhalten werden will, sehr stark vertreten. Frauen sieht man dabei in nicht allzu großer Zahl, desto mehr Jugendliche. Es gibt viele Tausende, die von Arbeitslosenunterstützung leben und deren kümmerliches Dasein nur durch das Wettspiel am Samstag, ein paar Flaschen Bier oder ein paar gute Züge Schnaps und allenfalls durch das Kino aufgeheitert wird. Diese Elemente fehlen in der Regel bei Kricket-Matches.

Fußball ist ihnen begreiflicher. Während bei „Lords“ die Cricket Crowd mit gespanntem Experteneifer das Spiel verfolgt, tobt rund um die Pokalspieler die ausgelassene, ordinär vergnügte Football Crowd. Es sind ganz andere Menschen, und soweit sie aus denselben Schichten stammen, benehmen sie sich auf dem Kricketplatz ganz anders als in der Fußballarena. Die Football Crowd ist unerzogener, aber auch urwüchsiger. Die Art und die Manier der Massen kommt bei ihr viel ursprünglicher zum Ausdruck. England besteht nun einmal nicht nur aus feinen Leuten. Die große Masse ist noch „unenglisch“ genug, um wüst zu schreien, um besoffen-humorvoll und ohne nennenswerten Grund enthusiastisch zu sein. Die kuriosen Flüge des Balls, getreten von phantastisch - akrobatischen Gliedern, umhergestoßen von Stirnen und von den Fäusten der Torwächter, die blitzschnellen Vorstöße, die dreisten Umgehungen, die opfermutige Verteidigung und das selbstlose Zusammenspiel der Teams — dies alles bietet den ersehnten Stoff zur Heiterkeit, zur Begeisterung, zur seelischen Bedrängnis und zur plötzlichen Befreiung vom Alpdruck des drohenden „Tores“. Fürwahr, dieser Sport, unterstützt durch Ströme von alkoholischen Getränken, löst die Gefühle, schafft wundervolle Crescendos der Empfindung und erfüllt das Herz mit einer Regung und einem dramatischen Leben, das ihm sonst kaum erreichbar, kaum als Erlebnis — und schwerlich als angenehmes Erlebnis — bewußt wird. In den stürmischen Szenen des häuslichen oder des beruflichen Lebens scheinen diese Tribünenbesucher der Sportsgründe keine genügende dramatische Entspannung zu erblicken; dieser Teil ihres Erlebens ist zu subjektiv, zu sehr von dem Schatten der eigenen Person verdunkelt — der Anblick der



DIE MASSEN ALS ZUSCHAUER



Sportdramatik dagegen bereichert offensichtlich ihr Gemüt und das Empfinden. Sie schreien, sie toben sich aus und sie spielen den Narren, sie tragen groteske Hüte, gewaltige Papierblumen in den Farben der Spieler, die sie bevorzugen oder auf die sie gewettet haben, ja manche verkleiden sich geradezu, sie sind voll innerer Spannung, sie können sich beim geringsten Anlaß ausschütten vor Lachen, sie sind unzweifelhaft hysterisch und schwingen lärmende Ratteln, um wenigstens einen Bruchteil von dem auszudrücken, was sie im Augenblick empfinden, angeregt durch die Magie des Fußballs.

So haben die Circenses — abseits aller sporttechnischen Brillanz — eine tiefe psychologische Rechtfertigung. Was immer der Anlaß sein mag, die Befähigung zum Erleben ist nichts Geringes. Die aufnehmende Membran der Seele wird allmählich geschmeidig. Jedermann kennt heutzutage die noblen Eigenschaften, die wahrer Sport zu vermitteln vermag. Die Football Crowd liefert den Beweis, daß der Glaube an ihre Uebertragbarkeit und darum an den eminenten erzieherischen Wert des Sports — selbst in seiner kommerzialisierten Form — kein leerer Wahn ist. Mindestens in diesem Augenblick, wo sie das Wettspiel verfolgt, ist diese lärmende Masse zumeist geneigt, sich dem Gebot der Fairness zu fügen. In ihrer drangvoll fürchterlichen Enge steht sie geduldig und gutlaunig und Tausende verfolgen das Spiel mit der Gewissenhaftigkeit und dem Anstand eines Schiedsrichters. Die Disziplin der Spieler selbst ist zumeist untadelig; das ist nur natürlich, denn Disziplinlosigkeit steht unter Strafe. Die zuschauende Masse aber — soweit es ihr gelingt — kontrolliert sich selbst. Im großen ganzen bewältigt sie die Aufgabe gut, doch ist die Erregbarkeit in den einzelnen Landes-

teilen verschieden. Da der Waliser Kohlen- und Dockarbeiter zu den entzündbarsten Elementen Großbritanniens gehört und da der Lokalpatriotismus erstaunlich groß ist, gehört eine Football Crowd in Cardiff zu den interessantesten Massenerscheinungen, bei der die unheimliche Dynamik, die aus jeder Menschenanhäufung zu verspüren ist, bei weitem stärker fühlbar wird als bei ähnlichen Versammlungen in London. Der Unterschied der Rassen tritt hier stark hervor. Die Abneigungen und Rivalitäten — rassenmäßigen, „nationalen“ und politischen Ursprungs — zwischen einzelnen Teilen des großbritischen Staates sind nicht gering; die disruptiven Kräfte sind uns hauptsächlich deshalb oft nicht bewußt, weil dieses Land eine Insel ist, die Great Britain heißt, und weil die Engländer, die sie beherrschen, keinen Wert darauf legen, den Ausländer auf diese Dinge besonders aufmerksam zu machen. Es wäre aber ein interessantes Experiment, in Cardiff selbst ein Schlußspiel um den Pokal gespielt zu sehen und zwar etwa mit dem Resultat, daß nach Meinung der Waliser Beschauer eine Cardiff-Mannschaft zu Unrecht gegen ein Londoner Team verloren hätte. Das Stadion in Wembley bietet jedenfalls für solche Fälle eine neutralere Atmosphäre und es ist die Meinung ernsthafter Kenner dieser Leidenschaften, daß die Erregbarkeit der Stimmung der Football Crowds die Folge haben müsse, daß internationale Fußballkämpfe in solchen Sturmzentren nicht stattfinden sollten, wie es überhaupt fraglich sei, ob internationale Turniere solcher Sportarten für die Verständigung der Völker, die ja letzten Endes keine Vernunft-, sondern eine Gefühlsfrage ist, von Nutzen sein können. Eine solche Entwicklung war nur durch die Proletarisierung des heutigen Fußballsports möglich. Die gebildeten Engländer pflegen ihr

nationales Unbehagen bei der Niederlage nicht unmanierlich zur Schau zu stellen. Auch haben sie sich allmählich daran gewöhnt, daß sie die Sportehren mit andern Völkern zu teilen haben.

Die typische Football Crowd ist nur beim eigentlichen Fußball, beim Association Football, auch „Soccer“ genannt, zu finden. Das Publikum des Rugby-Spiels ist ganz anderer Art, es ist gewählter und beherrschter. „Rugger“ ist komplizierter und erfordert schärfere Beobachtung. Bei den Volksmassen ist es nicht entfernt so populär wie Association Football. Rugby ist überdies — auch in den repräsentativen Wettkämpfen — vorwiegend, wenngleich keineswegs ausschließlich, ein Amateurspiel. Noch mehr als „Soccer“ erfordert „Rugger“ peinliche Disziplin der Spieler, um bei der Entfesselung des Temperaments gute Formen beizubehalten. Der Begriff der Fairness wird darum gerade bei solchen Spielen auf seine härteste Probe gestellt, denn es gilt hier einen anscheinend aufs äußerste rücksichtslosen und wilden Kampf um den Ball mit strenger Selbstbeherrschung durchzuführen. Dieses als zu roh verschriene Spiel birgt zwar einige offensichtliche Gefahren für Beine und Nasen, aber für den, der Mut hat und einen schweren Sturz nicht scheut, ist das englische Rugby schwerlich roher und gefährlicher als mancher andere Sport. Alles Erzieherische kommt hier zur höchsten Geltung: die Klugheit und Selbstlosigkeit der Kombination, die Geistesgegenwart, die Schnelligkeit, die Ausdauer, der rücksichtslose Mut und vor allem das Fair Play — die Rücksicht auf den Gegner. Kein Wunder, daß dieses Spiel darum noch mehr als Association Football von den Public Schools gepflegt wird. Ja der Erfinder war ein Schuljunge in der berühmten Schule zu Rugby; das gewohnte Fußballspiel schien ihm zu

umständlich und langweilig und so kam er auf den genialen Einfall, den Ball aufzufangen und seinen Freunden damit davonzulaufen. Auf solche und andere Weise kamen die führenden Public Schools in den Besitz der Geheimnisse von allerhand Spezialspielen, wie das Wall Game in Eton, die zur Erhöhung der Schauer beitragen, die damit verbunden sind, daß der Mensch nach Eton, nach Harrow, nach Charterhouse oder sonstwohin gehört. Das Rugbyspiel aber wurde zum Gemeingut. Schulen und Universitäten, auch die Armee, sind seine Hauptförderer, während Football der ganzen Nation und den Massen gehört. Wohin immer ein paar Briten verschlagen werden: nach kurzer Zeit wird man einen Fußball fliegen sehen. Ohne daß wir es ahnen, treiben wir andern britische Propaganda, indem wir die englischen Spiele spielen. Es ist zu spät zur Umkehr — und es wäre schade.

GOLF UND TENNIS

Golf, ursprünglich ein Spiel der Schotten, ist kein „populärer“ Sport in England. Golf muß notwendigerweise den oberen Klassen gehören. Fast das einzige Bindeglied zwischen denen, für die es zu teuer ist und den Oberen, die es spielen oder spielen könnten, wenn sie wollten, ist wohl die Absicht des Menschen vom Durchschnitt, sich eine Golfausrüstung zu kaufen und in einen der teuren Klubs einzutreten, sobald man sich zu dieser begehrten Position hinaufgearbeitet hat. Das hindert nicht, daß sich besonders im Norden, wo das Interesse am größten ist, Hunderte, ja Tausende von Zuschauern versammeln, wenn berühmte Spieler ein Match austragen, und daß sich die Zahl der Golfspieler und der Golfplätze auch im südlichen England sehr stark vermehrt.

In Schottland dagegen war Golf bis in die neueste Zeit ein wahrhaft nationaler Sport. Auch der Arbeiter und der kleine Angestellte spielte seine Runde Golf am Abend. Vielleicht auf dem selben Platz und zusammen mit seinem Arbeitgeber, denn die meisten schottischen Golfplätze standen jedermann offen. Es war ja Land in Fülle vorhanden; endlose Strecken purpurner Heide. Jedermann konnte kommen und spielen, es kostete nur ein paar Pennies, selbst auf dem wundervollen öffentlichen Golfplatz über Edinburgh, der der Stadtgemeinde gehört. Das ist nicht mehr ganz wie es war, aber bis heute ist auch der kleine Mann in Schottland ein begeisterter Golfspieler und bis heute noch hat er gegen geringe Spielgelder Zutritt zu den zahlreichen öffentlichen Plätzen.

In England ist das anders. Bei Richmond ist vor einiger Zeit ein öffentlicher Platz nach schottischem Beispiel hergerichtet worden, aber die vielen Hunderte von Golfklubs wollen ihre „Privacy“ behalten und überdies verhindern die ganzen Begleitumstände eine Popularisierung des Golfspiels: es erfordert Geld und Zeit, vor allem Zeit, denn die schönen Plätze sind im Land verstreut, die allerbesten liegen weit ab, sie sind einzigartige landschaftliche Idylle, ohne Auto sind sie schwer zu erreichen. Und um regelmäßig zu spielen, braucht man nicht nur die Ausrüstung, sondern in den meisten Fällen eine soziale Position, die den Eintritt in die oft exklusiven Klubs eröffnet. Der kleine Mann hält sich darum fern, — oder er besucht die Putting Greens in den öffentlichen Parks und Vorstädten: die Miniaturplätze, auf denen man nur das Schlußspiel, die Beförderung des Balles in ein kleines Loch, üben kann. Das ist ganz lustig, aber es fehlt dabei die Romantik der großen Golfplätze mit ihren Hügeln und Steilstufen, mit ihren Wasserläufen und Tümpeln, mit ihren Hecken

und Sandkuhlen, mit ihren frischen Winden, die den Ball aus seiner Richtung drängen, es fehlen all die tausend Reize des freien großen Schlags und der fatalen Schwierigkeiten — und vor allem, es fehlt der lange Marsch vom ersten Loch bis zum achtzehnten. Ein Golfplatz ohne Hindernisse ist ebenso reizlos wie ein Golfplatz ohne Naturschönheit. Welches andere Land vermöchte Großbritannien darin gleichzukommen? Die Landschaft der britischen Inseln ist das ideale Golfgebiet, der Rasen ist unnachahmlich, die Verteilung des Grundeigentums ist einzigartig und der Regen ist in diesem Falle kein Hindernis, — im Gegenteil, er bereichert das Bild durch die bunten Regenschirme, die wie Riesenpilze durch die Landschaft wandern. Auch gehört der englische Charakter zu diesem Spiel, bei dem es nicht schicklich, ja höchst anstößig ist, über andere Dinge als über das Spiel selbst zu reden. Lloyd George ist eine unrühmliche Ausnahme, doch ist er Waliser. Der Schotte dagegen erfüllt das englische Ideal in dieser Beziehung vollkommen. Andere wieder sind weniger zuverlässige Schweiger. Der Grund, warum unenglische Temperamente neuerdings in einzelnen Golfklubs Schwierigkeiten vorfanden, soll mit dem Gebot der Schweigsamkeit und Geschäftsstille während des Golfspiels zusammenhängen. Die englische Schweigsamkeit mag in vielen Fällen — und gerade bei den oberen Klassen, wo sie am stärksten ist — mit einer gewissen Leere und Trägheit zusammenhängen, aber sehr oft doch auch nur mit der Ueberzeugung, daß das ewige Gerede im großen ganzen recht zwecklos ist. Mindestens beim Sport hat das englische Prinzip merkbare Vorteile und erst recht dann, wenn man das Golfspiel als Erholung und als einen mit sanfter Ablenkung verbundenen Spaziergang in ruhevoller Umgebung und in angenehmer Kleidung betrachtet.

Das Berufsspielertum ist beim Golf nicht sehr bedeutend, — denn es fehlt die Möglichkeit kommerzieller Ausbeutung in großem Stil. Das Kricket kann man allenfalls aus der englischen Landschaft, in die es gehört, herausreißen, aber ein Golfmatch läßt sich nun einmal in keiner Sportarena ausfechten. Die Golfprofessionals sind im wesentlichen nur Klublehrer. Es gibt viel zu lehren dabei und die Möglichkeit technischer Vervollkommnung zieht mehr und mehr auch die jüngere Generation in dieses Sportgebiet, das man früher mehr für die Aelteren zu reservieren schien. Der sportliche Charakter des Golf wird heute viel stärker betont, aber für die Mehrheit bleibt Golf tatsächlich nur ein sportlicher Spaziergang mit einem Ball. Und dies ist gerade das typisch Englische bei diesem Spiel: die Verbindung von Natur und Sport, die Verbindung von Ruhe und Bewegung. Man meint, der Golfspieler tue überhaupt nichts, er schlage nur alle zehn Minuten vergnüglich nach einem Ball, — so wie man meint, eine Kricket-Mannschaft faulenze auf angenehme Art zwischen Bäumen und Hügeln, oder wie man meint, der englische Reiter hänge im Halbschlaf auf seinem Jagdpferd. In Wahrheit ist es anders: hinter dieser Ruhe liegt stärkste Konzentration, vollendete sportliche Technik — oder wenigstens der Versuch dazu. Wie jeder Sport ist Golf zugleich eine Quelle von Mißvergnügen, denn niemand liebt es, vor Augenzeugen große Brocken kostbaren Rasens mit dem Golfschläger loszuharken und sie wieder reumütig einzupflanzen, aber das Golfspiel gehört entschieden zu den wohlthätigsten englischen Sportarten. Das Wort „verdammt“ hört man verhältnismäßig selten, — jedoch man hört es.

Im Tennis überwiegt dagegen das rein Sportliche. Es gehört schon eine ungewöhnlich harmlose Natur dazu, dieses Spiel

ohne Ehrgeiz zu betreiben. Tennis hat längst aufgehört graziös-geckenhaft gespielt zu werden, wie man das noch auf frühen Viktorianischen Bildern sehen kann. Die Menschen ändern sich schnell, es gibt keine Sportgecken mehr. Niemand unter den Jüngeren wünscht heute viktorianisch zu erscheinen und zu spielen. Der männliche wie der weibliche Tennischampion ist beweglich und großzügig-elegant in seinem Stil, aber intensiv und darum selbstvergessen bis zum Aeüßersten. Er spielt intuitiv; schon deshalb muß jeder scheitern, der an sich selbst denkt, an seine Fehler, an die Fehler des Partners oder gar des Schiedsrichters. Es dauert oft lange, bevor selbst die größten Spieler in diesen Dämmerzustand versinken, in dem sie nur noch den fliegenden Ball und die offene Ecke im Felde des Gegners sehen. Borotra verliert ganze Sätze, bevor er dahin gelangt. Solches Spiel ist zu einem guten Teil eine Frage des Charakters. Es zehrt an der Nervenkraft, es erschöpft. Wer im Tennisspiel nur Erholung und Erheiterung sucht, muß mit der Zeit für sich und andere zu einem Aerger-nis werden, — es sei denn, daß er und seine Partner mit jener bewunderungswürdigen Harmlosigkeit ausgestattet wären.

Hier scheint nun die englische Natur dem Spieler sehr oft zu Hilfe zu kommen. Es gibt eine große Masse von Tennis-beflissenen, die mit entzückender Selbstverständlichkeit schlecht spielen und dabei glücklich sind. Ohne diesen vergnügten Optimismus wäre die rapide Ausbreitung des Tennisspiels in England seit dem Kriege nicht möglich gewesen, und die Bescheidenheit gegenüber der Leistung wurde noch durch die Anspruchslosigkeit in bezug auf die Güte des Spielplatzes unterstützt, von der in einem anderen Kapitel die Rede war. Man sieht darum sehr viel abenteuerlich schlechtes Spiel auf trostlosen Plätzen und oft in einem Anzug, der weit davon



DER BISCHOF VON LONDON



entfernt ist, den Vorstellungen zu entsprechen, die man von der englischen Kleidungs-Etikette zu haben pflegt. Durch die Demokratisierung hat gerade der Tennissport eine offensichtlich vulgäre Note erhalten, die er bisher nicht hatte. Die „Vulgarität“ bedeutet aber etwas recht Wertvolles: diese Menschen auf den holperigen Wiesenplätzen erfreuen sich ihres Spiels, erfreuen sich ihres Daseins, — der Liegestühle, der vergnügten Girls und schließlich auch der absonderlichen Dinge, die man mit Ball und Schläger unternehmen kann. Das ist eine andere Welt als die, in der die Champions und ihre Nacheiferer leben und leben müssen, wenn sie ernsten Sport betreiben wollen. Erst in einigen Jahren wird man sehen können, wie das populäre Tennis schließlich auf das sportliche einwirken wird. Vielleicht entwachsen dieser unteren Schicht sehr zukunftsreiche neue Elemente.

Zwischen den Champions und der vergnügten Masse ist ein weiter Raum, der erfüllt ist von all denen, die zu sportlich sind, um sich mit schlechtem Spiel abzufinden, und die an der Tennis-Krankheit leiden, indem sie ihre „wahre“ Form unablässig überschätzen. Auch in England ist diese Schicht von Tennisspielern noch die größte. Im Durchschnitt ist ihr Spiel sehr gut, wohl besser als auf dem Kontinent. Aber ihre Leiden sind die gleichen: sie sind beglückt über ihre guten Augenblicke und sie sind untröstlich über die Kurzfristigkeit solchen Erdenglücks. Auf den englischen Tennisgründen hört man darum kein Wort so häufig wie das Wort „sorry“, das in der Regel den Abscheu zum Ausdruck bringt, den der Spieler über seine eigene Person empfindet. Beim ernsthafteren Tennis ist die Heiterkeit des englischen Gemüts oft sichtbar gestört und die Playing Attitude verliert zuweilen ihren natürlichen Charme. Auch die englischen Nerven sind nicht uner-

schütterlich und der Sportsgeist in den Klubs ist mitunter schwächer als persönliche Sympathien und Antipathien. Aber im ganzen trägt der sportliche Tennisspieler — etwa der Spieler der besseren Suburb-Clubs — sein Tennisleid mit Würde und Beherrschung. Das Tennis ist wegen seines erregenden Tempos und der endlosen Zwischenfälle ein ausgezeichnete Prüfstein für den Erfolg einer sportlichen Erziehung. Die unzähligen Klubmatches und die zahlreichen offenen Tournaments befestigen den Charakter und selbst auf jenen holperigen Vergnügungscourts der kleinen Leute lernt man, daß im Sport kein Streit mit Partnern und Unparteiischen erlaubt ist. Ein Spieler, der sich in Wimbledon durch einen falschen Spruch des Umpire aus seiner Seelenruhe bringen läßt, wird schwerlich eine Meisterschaft gewinnen.

Wenn die Engländer zur Zeit auch mit ihren besten Spielern nicht entfernt an die führenden Amerikaner und Franzosen heranreichen, so ist wohl einer der Hauptgründe der, daß die soziale Schicht, aus der die Spieler stammen, in England bisher zu klein war. Die Höchstleistung im heutigen Tennis verlangt so außerordentlich viel, daß nur sehr wenige Menschen all die Eigenschaften in sich vereinigen, die dafür nötig sind. Aber selbst innerhalb der Schicht, die in England bisher Aussicht hatte, einen Champion hervorzubringen, ist die Auslese sehr erschwert, weil die Schulen — besonders die Public Schools — das Tennisspiel geradezu behindern. Die Schulen pflegen mit Vorliebe das Team Work, die Mannschaftsspiele, weil sie im Zusammenspiel das wichtigste soziale Element sehen. Außerdem wären zu viele Tennisplätze nötig. Die höchsten Leistungen im Tennis können aber in der Regel nur während einer eng beschränkten Reihe von Jahren und nur bei einem sehr frühzeitigen Training erwartet werden, da die

Entwicklung des natürlichen Spielinstinkts, auf den alles ankommt, einen Spieler voraussetzt, der sozusagen möglichst ein unbeschriebenes Blatt ist, und da eine Spielperiode von vielen Jahren nötig ist, bevor internationale Erfolge ersten Ranges möglich werden.

Bei einer solchen Einstellung der führenden Schulen gegenüber dem Tennisspiel ist es nur selbstverständlich, daß die große Mehrheit der jungen Engländer, wenn sie die Schulen verlassen, instinktiv auf Jahre hinaus ihren gewohnten Schulspielen und Schulsports treu bleiben und das Tennis vernachlässigen. Man kann ja nicht sämtliche Sports zugleich betreiben, — sicherlich nicht, wenn man erst um sieben Uhr abends die lange Reise vom Geschäft bis zur Wohnung beendet hat. Aber auch die Glücklichen, die die Universität besuchen, sehen sich dort viel stärker zu den alten Schulspielen, zu Fußball, Rugby, Hockey, Leichtathletik und Rudern hingezogen als zum Tennis, das erst in den letzten Jahren an den Universitäten an Bedeutung gewann, das aber selbst heute noch nicht als ganz vollwertig betrachtet wird. Die Preisträger der andern Sports stehen höher in der allgemeinen Einschätzung. Ja, es läßt sich ganz allgemein sagen, daß das Tennisspiel etwa in Deutschland eine viel größere Rolle spielt — besonders für die oberen Klassen — als in England. Das hat seinen guten Grund, denn der wohlhabende Engländer hat wohl ein Dutzend vornehmer Sports zur Auswahl, von denen heute kaum mehr als zwei oder drei für Deutsche erreichbar sind. Die Society hat ihre Polo-Season, ihre Regatten, ihre Ascotwoche, ihr Hunting, ihr Shooting und ihren Fischfang im Hochland, sie hat einen kostspieligen Zeitvertreib nach dem andern. Tennis ist für sie darum nicht sonderlich reizvoll oder wichtig. Und für die jungen Leute selbst ist das

gesellschaftliche Leben von heute mit seinen Uebersteigerungen und Entgleisungen zweifellos ein anderer Grund, der ernsten Sport erschwert und der um so schwerer wiegt, weil eben das „higher“ Tennis in England noch zu sehr an soziale Voraussetzungen geknüpft ist. Vielleicht wird es doch einmal der Sohn eines Trainers oder ein früherer Balljunge sein, der für England eine Weltmeisterschaft gewinnt.

LEICHTATHLETIK

An den Ziffern des Fußball- und Kricketpublikums gemessen sind die Fünfundzwanzigtausend, die sich beim größten Ereignis der englischen Leichtathletik, bei den Meisterschaftskämpfen der Amateur Athletic Association, auf dem berühmten Londoner Sportplatz Stamford Bridge versammeln, eine nur bescheidene Zahl. Aber diese Freunde der Leichtathletik gehören wohl zu den sportfreudigsten und sachkundigsten Zuschauern der ganzen Welt. Es ist sehr viel Jugend darunter und die unteren Gesellschaftsklassen herrschen vor. Leichtathletik ist natürlich überall in erster Linie eine Angelegenheit der jungen und der ganz jungen Leute. In England ist sie ein Sport, dem sich das Volk ohne Unterchied der Klassen und ohne soziale oder gar politische Absonderung hingibt. Wenn man bei Stamford Bridge unter den Zuschauern besonders viele Menschen aus den unteren Schichten und verhältnismäßig wenige aus der Oberschicht trifft, so liegt dies wohl hauptsächlich daran, daß das große Fest der A. A. in die sportliche Hochsaison fällt, in der es — zumal einem jungen Studenten — wirklich nicht mehr möglich ist, mit dem Sturmloch der Ereignisse Schritt zu halten. Als alter School-

boy gehört der Student auf die Wiese, wo die Meisterschaft seiner Schule ausgefochten wird, als Mitglied eines University College kann er unmöglich die Studentenmeisterschaft versäumen, zugleich mag er zu diesem oder jenem Sportklub gehören, was ihn wiederum hier oder dort festhält, und schließlich stammt jeder aus einer Grafschaft und ganz sicherlich aus Großbritannien — und dies alles bedeutet für ihn Verpflichtung über Verpflichtung, Wettkampf über Wettkampf. Der „Mann von der Straße“ dagegen hat ein einfacheres Programm; für den Freund der Leichtathletik in den unteren sozialen Schichten wiegt „Stamford Bridge“ darum an sich schon schwerer. Der Begriff ist für ihn eindeutig und heißt Championship der A. A. A., während der Student bei diesem Wort zunächst daran denkt, daß auch Oxford und Cambridge auf dem Sportgrund bei Stamford Bridge ihre leichtathletischen Kämpfe austragen; der Schoolboy aber findet, daß Stamford Bridge nie wichtiger ist als an dem Tag, wo die Schuljüngens dort um ihre eigene Meisterschaft kämpfen. So haben sie zwar alle auch bei der Leichtathletik ihre gesonderten Interessen-Zentren: in den Spielen und Wettkämpfen der Schulen, der Universitäten, der Sportvereine, der Grafschaften, der Handelsfirmen, der Fabriken, der Banken, der Pfarrgemeinden, aber gleichwohl fühlen und handeln sie als Einheit, als nationale Spielgemeinde, die in der Leichtathletik durch die A. A. A. repräsentiert wird, über deren organisatorische Arbeit in einem anderen Kapitel berichtet wurde. So sieht man denn bei den Wettspielen der A. A. A. bei Stamford Bridge junge Lords, junge Clerks, junge Arbeiter und Studenten Seite an Seite im Kampf um die Meisterschaften. Sie vermischen sich um so zwangloser, weil jeder daneben seinen individuellen Spielkreis hat, — so wie

ein gesundes internationales Leben nur aus selbstbewußtem nationalem Einzelleben entwickelt werden kann.

Auf solche Weise ist selbst ein so individueller Sport wie die Leichtathletik in England zu einem sozialen Bindemittel geworden. Der englische Instinkt arbeitete darauf hin. Wenn Lord Burleigh sein Hürdenrennen läuft und gewinnt, wenn der eine Meister im Hochsprung, der andere Champion im Weitsprung wird, so ist das gewiß eine individuelle Leistung, die der Spannkraft, dem Training und der Rekordfreude des einzelnen zu verdanken ist, aber die Engländer stellen selbst dabei nicht so sehr den einzelnen wie seinen Klub, seine Sportsgruppe, seine Universität, seine Grafschaft, seine Nation in den Vordergrund. Man läuft und gewinnt nicht nur für sich selbst, man läuft zugleich für andere: für den Klub, den Verband oder was es sei. Mannschaftskämpfe und kombinierte Leistungen sind aus dem gleichen Grund besonders beliebt. Etwa der Staffellauf oder Kombinationen anderer Art. Dagegen entspricht es nicht dem englischen Geschmack, die Zusammenarbeit gewissermaßen mechanisch herzustellen und eine Gruppe von Menschen auf Kommando gleichzeitig die gleichen Bewegungen machen zu lassen, wie das anderwärts üblich ist. Körperliche Uebungen solcher Art gehören zwar auch zur Schulerziehung, aber sie spielen eine geringe Rolle und widerstreben dem englischen Temperament. Aus ähnlichen Gründen hat alles Geräteturnen in England nur geringe Bedeutung. Das eigentliche englische Sportgerät ist der Ball und allenfalls ein Schläger. Aber wozu braucht der Mensch überhaupt ein Gerät? Hier hat er den Körper — dort ist die Landschaft. Darum hurtig ins Freie: querfeldein! Das Cross-Country-Laufen ist wohl die populärste und sicherlich die typischste leichtathletische Uebung in England. Querfeldein

und Jagen, — das ist englische Gesinnung. Ueber Hecken, über Zäune, durch Morast, durch brusttiefe Bäche, bergauf, bergab, im Regen, im Wind. Der Vater Jahn mit seinen Turnhallen, seiner Disziplin und seinen Massenriegen suchte die Lösung auf andere Weise. Jeder nach seiner Art.

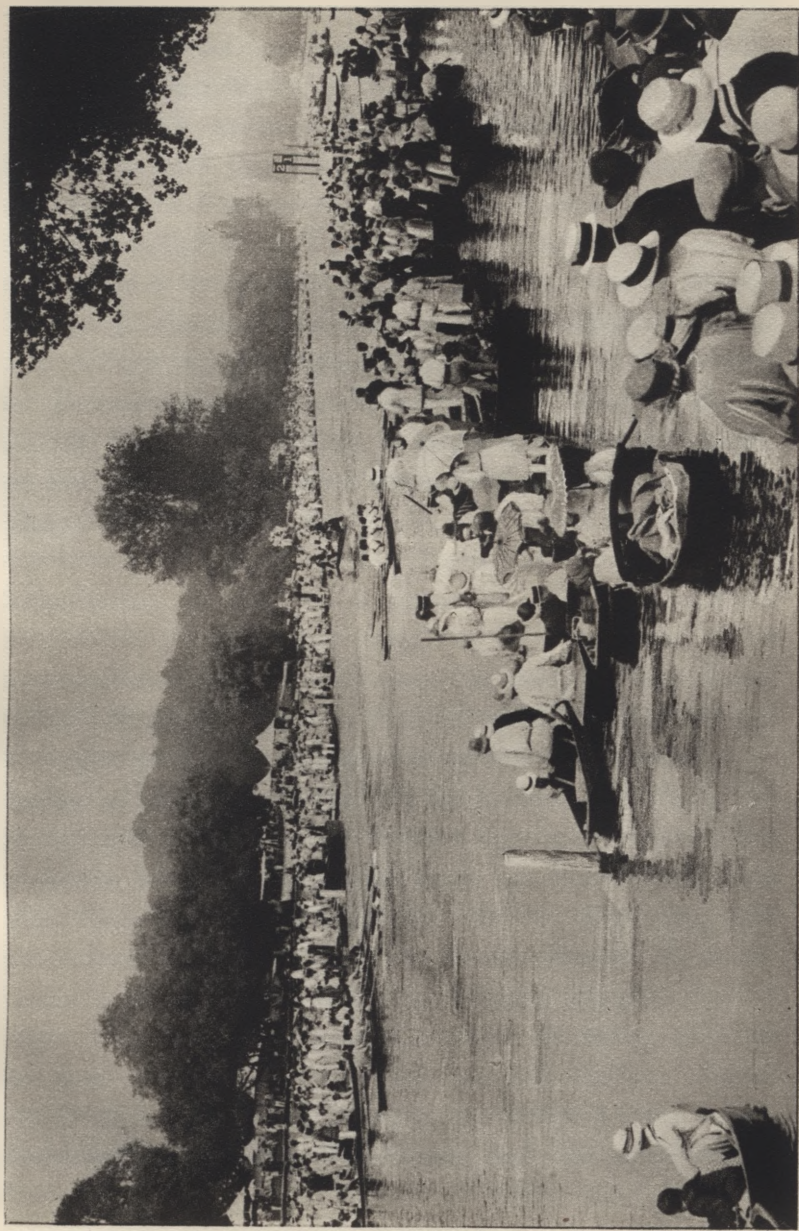
Durch Londoner Straßen und durch die Suburbgärten rennen halbnackte Trainierende, sie laufen in Eile, oder sie „gehen“ in jenem eigentümlichen Eilmarsch, der ebenso stocksteif aussieht wie er elastisch ist. Sie gehen auf der Landstraße von London bis Brighton und manchmal überfährt sie ein Auto. Es sind Athleten, Kaufleute, Studenten, Arbeiter. Werden sie älter, so strecken sie die Beine aus, stocksteif, aber nicht mehr elastisch. Vielleicht von der Ministerbank im Parlament, vielleicht auf den Tisch des Hauses, des House of Commons.

AM RIVER

Wo es Wasser gibt, gibt es glückliche Menschen in England. In den schmutzigen Tümpeln auf der Hampstead Heath stehen die Jungens knietief im Schlamm, um irgendwelche fragwürdige Lebewesen in ein Glas zu fangen. Durch Inverneß in Schottland läuft ein Fluß, in dem ältere Herren in Gummianzügen bis zur Brust im Wasser spazieren. Im Hochland stehen einsame Autos von morgens bis abends am Wegrand; die Besitzer arbeiten indessen unermüdlich in einem nahen Wasserlauf oder an einem Moorsee. Bei Highgate in London sind ein paar Wasserlöcher mit einem hohen Gerüst, das beweist, daß hier die Springer trainieren. Im Hydepark hacken sich Enthusiasten ein Loch ins Eis, um ihr Winterbad im Teich zu nehmen. Schließlich liegt ganz England mehr oder weniger am Meer. Die Meeresküste lädt zum Spiel ein. Nach fünf

Minuten spielt jedermann mindestens mit Steinen. Er macht Schießübungen gegen Felsen. Früher machte der Umgang mit dem ewigen Meer die Menschen in sich gekehrt, abergläubisch und religiös. Heute sind die alten Küstenbewohner Nebensache, nur die Kurgäste, Sommerfrischler und Ausflügler zählen. Sie zählen nach Hunderttausenden und ihr Zweck ist das Spiel, die Heiterkeit, das Ignorieren alles Düsteren. Der englische Sommerfrischler ist ein niedliches Kind, — die Lausbuben, die im Schlamm stehen und fragwürdige Tierchen fischen, sind von derselben Art.

Die Küste ist der größte Spielplatz Englands. Spieler und Zuschauer verteilen sich dort auf alle Klassen. Southend gehört Ostlondon, Blackpool den Arbeitern Lancashires, Brighton der gehobeneren Mittelklasse und den Pensionären, Torquai den Leuten, die der Illusion der Riviera bedürfen, — den Großen und Reichen aber gehören die herrlichen Landsitze der Küste von Devonshire, Cornwall und Sussex. Wie jedermann weiß, gibt es wenig große Flüsse in England, aber der Engländer versteht selbst aus den kleinsten Bächen etwas Nettes zu machen. Die Fließchen fließen gemächlich, weil sich zumeist wenig Gefäll bietet. Sie winden sich umständlich durch all die leichten Wellen der Hügel. Sie stauen sich selbst, oder der Mensch hilft nach mit einer Schleuse. Die Schauplätze berühmter Regatten und der begehrenswertesten aller Riververgnügungen sind oft Wasserläufe, die kaum ein Dutzend Meter breit sind. Die Natur hat sie mit prächtigem Grün umgeben, — den Rest tut der Engländer selbst: er zieht sich nett an und beabsichtigt vergnügt zu sein. In die flachen Boote, die mit der Stange gestoßen werden, legt er bunte Kissen und ein paar niedliche Girls mit japanischen Schirmen, dazu einen Picknick-Korb und leider auch ein Grammophon.



HENLEY-REGATTA



Die Eifrigeren treten einem Ruderverein bei und wenn sie eine Public School besuchen, die an einem Wasserlauf liegt, entscheiden sie sich, ob sie mehr Lust zum „Wet Bob“ oder zum „Dry Bob“ haben, je nach dem Geschmack ziehen sie den Wassersport den Rasenspielen vor. Die Ruderer, auch in Oxford und Cambridge, pflegen die Robusteren zu sein, sie haben natürlich auch das schärfere Training und darum die geringere Gelegenheit und Neigung zu anderen Dingen. Auf den gewundenen Flußadern zu rudern und zu rennen ist nicht einfach und die Enge der Wasserfläche ist wohl einer der Hauptgründe für die Beliebtheit der Bumping Races, nämlich für das Wettrudern in langer Linie hintereinander, bei dem es darauf ankommt, das vorauslaufende Boot zu berühren. Die Themse bei London ist eine Ausnahme, sie bietet eine breite, wenn auch unruhige Fläche. Ideal dagegen ist sie flußaufwärts, wo zwischen Kingston und Henley eine Flußherrlichkeit auf die andere folgt, bis dann in Henley selbst ein natürlicher Bogen des Flusses, der einen waldigen Hügel umläuft, Raum gibt für eine der schönsten Rennstrecken der Welt, genügend breit, genügend ruhig und ideal gelegen.

Henley ist näher bei Oxford als bei London und dies allein genügt, dem Publikum der Rennen eine exklusivere Note zu geben. Aber die Distanz ist nicht der Hauptgrund, denn auch Epsom, der Schauplatz des Derbys, liegt eine gute Strecke außerhalb Londons. Die Henley-Woche ist aristokratisch, sie hat kein Massenpublikum, obwohl es dort schon rein sportlich unendlich mehr zu sehen gibt als bei dem „Boat Race“, bei dem nur ein einziger Achter von Oxford gegen einen einzigen Cambridge-Achter rudert. Gleichwohl sind beide Themseufer auf der meilenlangen Rennstrecke beim Boat Race von vielen hunderttausend

Menschen umsäumt, unter denen ganz offensichtlich die niederen Volksschichten überwiegen. Man sieht nur sehr wenig vom Rennen und noch ehe man Zeit hat, die Sache zu genießen, ist sie vorüber. Das Wetten hat dabei auch nur geringen Reiz, zumal seit Cambridge regelmäßig zu gewinnen scheint. In Henley dagegen sind Dutzende von Rennen, von Schülern, von Studenten, von offenen Rudervereinen, von Ruderern zahlreicher Länder. Trotzdem interessiert sich die Masse nur für das historische Boat Race und dies scheint zu beweisen, daß auch beim Sport für die große Masse Gewohnheit und Mode alles bedeuten. Man redet sich ein, daß das Boat Race „die“ große Sache sei, und die Presse, die nun einmal den Massen das Denken abnimmt, unterstützt das nach Kräften. Sobald aber Hunderttausende zu einer Sehenswürdigkeit zu laufen beginnen, entsteht daraus ein Selbstzweck: ein Massenfest, bei dem die Ruderer nur noch denselben Hilfsdienst leisten wie die Pferde beim Derby. Es entsteht eine Massenpsychose, unterstützt durch Ausgelassenheit und durch Getränke, und das Wesentliche ist in erster Linie, daß man endlich wieder einen noblen Grund hat, nichts zu tun als erregt zu sein und sich für etwas zu begeistern. Ich will damit das technische Verständnis vieler Zuschauer ebenso wenig in Frage stellen wie die enorme sportliche Leistung, aber das Interessanteste am Boat Race ist sicherlich das Bedürfnis der Massen nach einem Erlebnis. Dieses Rennen ist auch eines jener Ventile, durch die seelischer Ueberdruck abfließt.

Wenn die Studenten in Oxford ihre kleineren Rennen austragen, läuft eine brüllende Menge von Enthusiasten, von Anhängern dieser oder jener Mannschaft, nebenher und bei dieser wie bei vielen anderen Gelegenheiten könnte man

glauben, diese Menschen, die mit einemmal in einer Weise zu explodieren scheinen, daß die gute Erziehung und die Gemessenheit gleichsam in Fetzen durch die Luft gewirbelt werden, seien in gefährlichem Maß hysterisch. Wahrscheinlich sind sie das auch ein wenig — warum sollten gerade sie nicht an Ueberdruck leiden? — Aber es ist wohl eine ganz gesunde Erkrankung, denn der Sinn ist einfach, daß der englische Mensch sich danach sehnt, zuweilen so natürlich und wild zu sein, wie ihm das nur sehr selten erlaubt ist. Der Student betrinkt sich dann sinnlos oder er bekommt — ganz nüchtern — die Zerstörungswut. Er zerschlägt Mobiliar und Geschirr oder er tobt sich in einem der zahlreichen „Rags“ aus, bei denen mit faulen Eiern und Ockerfarbe geschossen wird. Der Mann von der Straße tut dasselbe, wenn auch auf seine Weise, er brüllt und trinkt, ist freundschaftlich-ordinär und dann versinkt er in Schlaf. Die älteren Generationen der oberen Schicht haben in ihren jüngeren Tagen, im Sport und durch die unendliche Menge anderer Lebensdramatik, so viel Gelegenheit gehabt, sich von sich selbst zu befreien, daß sie in der Regel das Brüllen ihren Söhnen und dem Plebs überlassen können.

HORSE SENSE

Der Horse Sense, das Gefühl für das Pferd, der Pferdeverstand, oder wie man diesen Inbegriff der Pferderomantik sonst übersetzen will, ist auch in England allmählich zum Untergang verurteilt, denn wenn das Spiel mit dem Pferde nur noch einer kleinen Gruppe überlassen bleibt, verliert es seinen historischen Sinn. Heute leben achtzig Prozent der Bevölkerung Englands in den großen Städten und die Städte

selber entwickeln sich mehr und mehr zu Todfeinden dieser edlen Geschöpfe, die so sauber, so gutartig, so gepflegt und gezüchtet, so spielfreudig und mutwillig wie ihre Herren selbst sind. Man kann sie auch heute noch besichtigen und bewundern, bei Horse Shows, in der Olympia, auf den Rennplätzen und bei Staatsaufzügen, aber das ist ein einseitiges Vergnügen, ein Notbehelf, ein Ausklang. Das Spiel mit dem Tier selbst ist ein Privileg einer ganz kleinen Minderheit geworden. Das englische Volk als Masse hat dadurch ein Objekt seiner Spielfreude verloren, das durch Jahrhunderte seine Phantasie beschäftigt hat. Ein paar „pet dogs“, Schoßtierchen alter Jungfern, werden schließlich übrigbleiben — und daneben nur Objekte für Schau- und Wettlust.

Man soll nicht glauben, dies sei gleichgültig! Es ist die Begleiterscheinung tiefgehender sozialer Umwälzungen. In der agrarischen Periode schuf das Pferd unzählige soziale und psychologische Bindungen und das Spiel mit dem Tier — Arbeit und Vergnügen in einem — gab dem Leben von Hunderttausenden einen angenehmen Inhalt. Und diese Hunderttausende waren es zugleich, bei denen der Schwerpunkt des Staates lag: Naturmenschen, — von jener Fröhlichkeit und jenem gutgelaunten Appetit und Durst, die Landluft und Pferdegeruch nun einmal mit sich bringen. Aus dieser Atmosphäre erklärt sich die konservative Tradition des Farmers, die allem ökonomischen Mißgeschick standhält. Der Umgang mit dem Pferd hat eine ganz merkwürdige Wirkung: die Menschen werden nicht gerade geistreicher davon, aber alle Engländer mit Horse Sense fühlen sich innerlich verwandt. Sie sind auch aufeinander angewiesen; der Tierpfleger ist ebenso wichtig wie der Eigentümer. Eine tote Maschine kann niemals diese gleiche Bindung schaffen. Der Engländer,

der mit Maschinen spielt, ist ein anderer Mensch. Seine Beziehung ist unpersönlicher, allenfalls wissenschaftlicher, aber nicht mehr so natürlich-menschlich. Der spielerische Umgang mit Lebewesen hat den englischen Charakter sicherlich sehr wesentlich mitbestimmt.

Vor ein paar hundert Jahren war die Trennung zwischen Stadt und Land trotz der Verkehrsschwierigkeit wahrscheinlich relativ geringfügig, denn das städtische Leben war für unsere Begriffe sehr ländlich. In der neueren Zeit war die Trennung sicherlich viel schärfer, obgleich der Höhepunkt bereits überschritten zu sein scheint, denn Verkehr, Grammophon, Kino und Radio haben das Landleben im tiefsten Grunde zu verändern und dem der Stadt anzunähern begonnen. Im Gebiet der Spiele zeigen sich dabei wichtige Wandlungen, von denen noch an anderer Stelle die Rede sein wird. Eine davon ist die, die uns in diesem Kapitel interessiert: die Ersetzung der lebendigen Spielzeuge durch die mechanischen, die Ueberwindung der Pferde durch die „Pferdekräfte“. Auf den Straßen Londons wird ein Besucher wenig Beweise dafür finden, daß England ein klassisches Land des Pferdekults und der Pferdezucht ist. Die prächtigen Karossen, die Viererzüge mit Hornbläsern und die stattlichen Gespanne der Lastwagen, die zum Stadtbild des historischen London gehörten, sind bis auf geringe Reste verschwunden. Der Coaching Club oder der eine oder andere private Unternehmer mag zuweilen Fahrten mit jenen berühmten alten Mail Coaches und den „Four in Hands“ veranstalten und zuweilen fährt auch ein Gespann vor der Oper vor, aber selbst wenn der König im Galawagen vor der Tribüne von Ascot erscheint, kommt er nicht etwa von Windsor Castle, sondern er vertauscht das Auto dicht vor dem Rennplatz mit dem Viererzug. Das Pferd wird nutzlos, nur

noch ein Schaustück, ein Schmuck, — selbst in England. Nur in den östlichen Vierteln Londons behauptet es sich noch in größerer Zahl. Im Westend sind die meisten herrschaftlichen Ställe, die Mews hinter den Stadthäusern, längst in Garagen oder in Flats, in Mietsetagen umgebaut. Selbst die Reiter im Hydepark, in der berühmten Rotten Row, fristen nur noch ein kümmerliches Dasein, erstickt von Oel- und Benzinduft. Die Reichen haben zumeist aufgehört, sich in der Stadt Pferde zu halten, und so bleibt das Paradenfeld den Mietsställen und ein paar neuen Hochgekommenen überlassen. Einige Getreue aus alter Zeit sind noch vorhanden und auch der König zeigt sich zuweilen noch zu Roß im Hydepark, aber die Blüte ist vorüber. Das Pferd ist aufs Land verbannt. Und selbst da ist es bedroht, denn England ist mit einem dichten Netz von Asphalt- und Betonstraßen überdeckt, das Reiten und Fahren fast unmöglich macht, und viele Grundbesitzer, kleine und große, entscheiden sich mehr und mehr zugunsten des Autos, wenn sie wählen müssen. Die teure Zeit zwingt sie oft zur Wahl, — irgendwo muß der Mensch schließlich sparen. Aber wenn es auch nur zwanzig Prozent aller Engländer sind, die noch auf dem Land leben, so ist die Zahl derer, die sich Pferde zu halten vermögen, doch noch recht groß. Das kommt in allererster Linie daher, daß der englische Kleinbesitzer kein Bauer, sondern ein Gentleman en miniature, ein Farmer oder Pächter oder ein wohlhabender Genießer ist, der das Land der Stadt vorzieht. Da der größte Teil Weideland ist, versteht sich überdies die Viehzucht und besonders die Pferdezucht ganz von selbst. Der Lebensstil auf dem Land variiert mit dem Grad der Wohlhabenheit, aber er ist prinzipiell zwischen kleinen und großen Besitzern nicht klassenmäßig verschieden. Die Erhaltung der Tradition des Country Squire ist ein wich-

tiger Teil ihres Lebenszwecks. Das englische Landleben hat darum einen sehr ausgeprägten sportlichen Charakter. Reiten und Züchten gehören zum Beruf der Farmer und Pächter. Oft ist es der kleine Stall eines kleinen Farmers, der selbst in einer großen Konkurrenz siegreich ist: selbstgezügte und oft selbsttrainierte Jagd- oder Rennpferde.

Wie die kleine Garnison in Deutschland Reiter und Pferde für die Provinzrennen zu liefern pflegte, so sind es die Farmer und kleinen Country Squires, die in England die sportliche Tradition in der Provinz fortpflanzen. Die Horse Shows und die periodischen landwirtschaftlichen Ausstellungen und Tierkonkurrenzen geben ihnen reichlich Gelegenheit, denn immer sind damit pferdesportliche Ereignisse verbunden: Fahren, Reiten und Springen für Männer, Frauen und Kinder. Die provinziellen Veranstaltungen sind richtige Volksfeste, voll guter Laune, voll Eifer und Lebensfreude. Am typischsten sind die Shows, die in größerer Entfernung von London abgehalten werden, die bedeutendste Veranstaltung dieser Art ist aber die Royal Horse Show, die alljährlich im alten Tierpark von Richmond als ein Teil der sportlichen Frühjahrssaison stattfindet. Auch in Richmond, wo vier- bis fünfhundert Pferde vorgefahren und geritten werden, behält die Horse Show ihren provinziellen und gemütlichen Charakter. Die Massen des Volkes halten sich fern, aber aus allen Landesteilen kommen Pferdeliebhaber und Züchter, Farmer und „retired people“ aller Art, sehr robuste John Bull-Gestalten mit tiefroten Gesichtern und seltsam karierten Hosen, Typen, die einzigartig und sonst — außer in der Provinz — kaum zu sehen sind. Ganze Familien kommen angereist, besonders auch viel Jugend, denn Dutzende von Jungens und Mädels unter fünfzehn Jahren nehmen an den Reitkonkurrenzen

der Jugend teil, und es ist schwer, unter den ausgezeichneten kleinen Reitersmännern und den besonders vortrefflichen kleinen Reiterinnen die besten auszuwählen, so ruhig, diszipliniert und natürlich traben sie auf ihren entzückenden Ponies daher. Das Vollendetste an Pferden und Führung sieht man wohl in den Fahr- und Springkonkurrenzen. Beim Springen triumphiert das beherrschte Temperament von Roß und Mann. Alte Chargenpferde, auf denen die Reiter halb schlafend zu hängen scheinen, gewinnen die großen Preise vor feurigen französischen und schwedischen Springern. Der Engländer ist bekanntlich kein Schulreiter, sondern er tritt auch an diese Aufgabe des Lebens von ihrer leichten, natürlichen Seite heran: das Pferd soll möglichst ungehindert laufen und springen, denn nicht die Reitbahn, sondern Wiesen mit Hecken und Bächen sind das englische Reitgelände. Es gibt fast keine großen und freien Flächen, sondern überall ziehen sich Gehege, zumeist in Gestalt von Buschwerk, in manchen Landesteilen Steinmauern um die einzelnen Weideländer, und so ist die Ueberwindung der zahllosen Hindernisse das Hauptziel des Reiters. Jedes normale englische Pferd kann springen und muß springen können, denn es ist in englischem Land und inmitten der englischen Hecken geboren, aber nicht auf endlosen freien Steppen. So geht es denn querfeldein, bergauf, bergab in fröhlichem Jagen: die Lust am Hunting, am Jagdreiten, erwuchs ganz von selbst. Die Herren mit den besten Pferden voran, die Farmer und das halbe Dorf hinterher. So ist das eigenartigste der englischen Rennen entstanden und so ist es im Grunde geblieben. Ganz im Gegensatz zum kontinentalen Jagdreiten, das eine der exklusivsten Vergnügungen zu sein pflegt, ist das ursprüngliche englische Hunting ein volkstümliches Stück des Country Life. Noch



DERBY-TAG

heute kann zumeist jeder den Jagdreitern folgen und tatsächlich nimmt die Landbevölkerung an vielen Jagden eifrig teil; sehr viele Frauen und oft selbst Kinder folgen der Jagd auf ihren Ponies. Solange es englische Farmer gibt, kann dieser Charakter des Hunting nicht ganz verlorengehen. Eine gewisse Einschränkung ergibt sich freilich daraus, daß die Jagden über privaten Grund gehen und daß die Hunde, die den Hirsch oder den Fuchs verfolgen, einem Jagdverein gehören, aber überall bei den Zentren der berühmtesten Hunts finden sich Hunting Stables, wo jedermann mit einem wackeren Jagdroß versorgt werden kann.

Die Hindernisse dieser Jagden sind oft abenteuerlich genug. Das Hunting und vor allem das Quer-über-Land-Rennen, das mit Hunting nichts mehr zu tun hat, sondern sozusagen ein Wettrennen ohne offiziellen Rennplatz darstellt, bietet in manchen Gegenden Geländehindernisse, die selbst die gewaltigen Sprünge des Grand National bei Liverpool überbieten. Diesem größten und schwersten Hindernisrennen der Welt beizuwohnen, ist für jeden Menschen, der ein Gefühl für Sport hat, wahrhaftig ein Erlebnis. Das Merkwürdigste ist, daß diese Tiere die Hindernisse selbst in solch formidabler Form fanatisch zu lieben scheinen. Selbst Alter schützt auch bei den Pferden vor Torheit nicht. Die ältesten Springer sind oft älter als die jüngeren unter den Reitern. Warum soll der Mensch viel vernünftiger sein als ein edles Pferd? Beide haben den Horse Sense. Das ist Sportsgeist.

DER TAG DES DERBY

Jahraus, jahrein öffnen sich die Tore zu den Museen und Galerien, zu Bibliotheken, Kathedralen und Schlössern. Jahr-

aus, jahrein öffnen sich Lehrbücher, Zeitungen und Reiseführer. Jahraus, jahrein überströmt uns eine Flut von Information, von Beschreibung, von eigenem Erleben. Aber nur ein einziges Mal im Jahr ist der Tag des Derby. Ueberall, wo englische Massen zusammenströmen: auf den Sportplätzen, beim Boat Race, in der Albert Hall, beim Cenotaph, im „Kur-saal“ von Southend, bei Festspielen und auf der Hampstead Heath, — überall stoßen wir auf wahres Leben und erkennen die hoffnungslose Schwäche unserer Gelahrtheit, die hunderttausend Dinge und Einrichtungen durchforscht, welche sich allmählich durch den Druck von innen heraus an die Oberfläche geschoben haben. Aber nirgendwo und zu keiner Zeit liegt die englische Seele so offen, so rückhaltlos, so unbedenklich und unbeherrscht offen vor uns wie auf den Wiesen-hügeln vor Epsom am Tag der Derby Stakes. Was sind die paar Dutzende von Staatsmännern, Denkern, Geldverdienern und Organisatoren an den Millionen der Masse und an den Hunderttausenden der Allerniedersten gemessen? Was sind die paar hundert Menschen mit schwarzen oder grauen Zylinderhüten und ihren Morning Coats, die sich vor der Tri-büne des Epsom-Klubs drängen, gegenüber den ungeheuren Menschenwellen, die ganze Quadratmeilen der Downs überfluten? Wir wissen manches über den und jenen Staatsmann und über die Parteimaschine, deren er sich bedient, um die Millionen zu organisieren, aber wie wenig wissen wir über das Leben und Fühlen dieser Massen selbst. Der glattgebügelte Engländer erscheint uns typisch, der feine Engländer, geglättet durch seine überlieferte Religion des guten Aeußeren und sorgsam zurechtgemacht durch Lehrer, Pfarrer und den Out-fitter in Regent Street, aber sind die Millionen nicht vielmals typischer? Verraten sie uns nicht, was hinter den seidenen

Unterhemden und seidenen Zylinderhüten, was hinter der Decke steckt, die in Eton oder in der County School gewoben wurde? Ob man ein Lord ist oder ein imitierender Clerk — es ist immer das gleiche. In beiden Fällen hängt man innerlich irgendwie mit den Menschen zusammen, die Fried Fish und Chipped Potatoes für dreißig Pfennig essen.

Das Derby ist das großartigste Volksfest der Engländer. Sie kommen zu Hunderttausenden. Sie kommen aus aller Welt und aus allen Landesteilen. Das Leben von ungezählten Menschen scheint um diesen einen Punkt zu rotieren; Tausende, die aussehen, wie wenn sie am Verhungern wären, oder die gar in Fetzen umherlaufen, sparen für diesen einen Tag, an dem sie willig alles hingeben, was sie haben. Die korrektesten Spießbürger und Geizhälse werden zu verwegenen Spekulanten und Verschwendern. Auf dem neuen Grand-Stand mit seinen 20 000 Sitzen und den vielen anderen Tribünen ist kein Platz frei, und brave Familienväter und Mütter, die sonst vielleicht jeden Penny zweimal herumdrehen, bevor sie ihn ausgeben, zahlen ohne Murren zwei Pfund für einen Sitz, obwohl ihnen ein enormes Feld zur Verfügung stünde, wo kein Eintrittsgeld zu entrichten ist. Das Hauptrennen wird erst um drei Uhr nachmittags gelaufen, aber schon vom frühen Morgen an sind die Downs mit Menschen überschwemmt. Manche kommen schon am Abend vorher und kampieren irgendwo zwischen den Büschen, irgendwo in dem Nebelmeer, das sich kalt und naß über das Land gelegt hat. Das rheumatische Erwachen ganzer Familien im grauen Morgendunst soll zu den erhabensten Eindrücken des Derby-Tages gehören, doch dies ist das Vergnügen einer Minderheit. Die große Masse beginnt ihre Wanderung oder Wanderfahrt am frühen Morgen. Alles, was Räder hat, bewegt sich in

buntem Gemisch nach Epsom. Der kleine Marktkarren neben dem Viererzug, der Eselwagen neben dem Dogcart, der Rolls Royce neben dem Charabank, der kleine Ford des East-End-Händlers neben den Hunderten von zweistöckigen Omnibussen, die von Geschäften oder Klubs oder gemischten Privatpartien gemietet sind. Viele Londoner Geschäfte sind geschlossen. Tausende von kleinen Shopkeepers würden um keinen Preis das Derby versäumen. Das Derby gehört dem kleinen Mann. Darum hinaus auf die Downs! Irgendwie, im Pullman Car oder auf eigenen Füßen.

Die Epsom Downs, im Süden Londons, wölben sich zu einem flachen natürlichen Amphitheater. Es sind anspruchslose Wiesen, die nur an einem Ende von lebhafteren Wellen und Buschwerk geschmückt sind. Den kilometerlangen Tribünen liegt eine sanfte Steigung gegenüber, die den Raum innerhalb der geschwungenen Rennstrecke ausfüllt. Die Haupttribüne, vor der die Pferde einlaufen, bildet gewissermaßen das Bühnenende des Theaters. Nicht die Tribünenseite, sondern der riesige, breit ausladende Theaterraum selbst ist der Hauptschauplatz des Volksfestes: hier drängt sich eine ungeheure Masse, die einen guten Ausblick von ihrer Höhe gegen die Tribünen und den schmalen Rasenstreifen hat, auf dem sich das Schicksal von etlichen Millionen Pfund Sterling vollzieht, — in zweieinhalb Minuten. Hier auf dem Hügel ist das Zentrum der Zeltstadt, die für das Volk und vom Volke errichtet wurde. Hier stehen Zehntausende, hier lagern Zehntausende, hier trinken sie, reden, tanzen, essen und wetten sie. Kein Eintrittsgeld wird hier verlangt, und kaum sieht man Spuren polizeilicher Verwaltung. Um diese Zeltstadt, um dieses „East End“ von Epsom lagern sich Vorstadt-Ringe von Besuchern aller Art, bis dann gegen Mittag ein organisches

Gebilde herangewachsen ist, das wie ein lebendes Abbild der Weltstadt London selbst erscheint: hier auf der einen Seite ist das Westend der Schlemmer und Genießer, hier ist der neue Eisenbetonpalast mit bequemen Tribünen, Restaurants und Büros, mit Privatlogen und einer Royal-Enclosure, dort schließen sich die billigeren Quartiere der Aufsteigenden an — fünfzehn Schilling oder zwölf — und ihre Büfetts strotzen von Bierflaschen und Sandwiches, während im feinsten „Stadtteil“ fast nur Champagner fließt, und dicht daneben laufen schmale Streifen von Freiland zu dem Gitter vor, das die Rennstrecke abschließt, — wie etwa in Piccadilly die Prunkräume des Kapitals nur durch eine Straßenecke von einem Slum getrennt sind. Daneben sieht man — niedlich und halbidyllisch — die „Garden Suburbs“: dreihundert rotlackierte Omnibusse, dicht in zwei Reihen aufgefahren, das obere Stockwerk erfüllt von Schaulustigen, während im unteren höchst einladende kleine Speisezimmer mit weißgedeckten Tischen entstehen. Wiederum daneben sind gediegene bürgerliche Stadttenklaven: mächtige Blocks privater Autos aller Typen, in und auf denen es zugeht wie in und auf den Omnibussen der etwas kleineren Leute, — nur um eine Nuance feiner und kostspieliger. Um dies alles dehnt sich jene einzige Festwiese, die den gewaltigen Begriff des East End, des proletarischen London, — und damit fast neun Zehntel der ganzen Weltstadt repräsentiert.

Wie armselig ist das Leben der Reichen in dieser Eintagsstadt Epsom verglichen mit dem Tumult des Daseins auf der Festwiese der Armen und Aermsten! Wie ganz anders ist der Rhythmus ihres Derby-Erlebnisses! Die Reichen sitzen in ihren Logen und wenn sie nach Bewegung verlangen, promenieren sie mit lässiger Würde zum Sattelplatz. Auf der Fest-

wiese der Massen aber strudelt und gurgelt der Lebensstrom mit urwüchsiger Kraft, mit heidnischer Freiheit und mit einer ästhetischen Unbekümmertheit, die abstoßen könnte, wenn sie nicht so eminent natürlich wäre. Hier spüren wir das Element, aus dem die Shakespearesche Burleske geboren wurde. Die Mittel zur Unterhaltung sind dabei von ganz einfacher Art. An einem Bank Holiday sind auf der Hampstead Heath wahre Batterien von Merry-go-rounds, von Houp-las und Swings — zu deutsch von Karussells und Schaukeln — aufgefahen, eine Kokosnuß-Wurfbude steht neben der anderen, und die Zahl der Scherzmittel scheint unerschöpflich zu sein. Auf den Epsom Downs sieht man viel weniger davon; das Hauptunterhaltungsmittel bleibt dort der Mensch selbst, sein Geld und die Pferde als ein Mittel zum Zweck. Bis auf den heutigen Tag ist es ein Menschenkarneval ohnegleichen: ein sorgloses Austoben, ein freies Strömenlassen, und es sind gerade die unteren und untersten Schichten, die man dort ausgestellt findet. Welch ein Reichtum von Typen! Jeder zweite Mensch eine Ueberraschung, jeder dritte eine Groteske. Welch ein seltsames, urwüchsiges, ausgelassenes Volk bildet die breite Masse, auf deren Rücken die Lords einherspazieren! Der „steife Engländer“ ist ein Geschöpf des Puritanismus oder allenfalls der verbrauchten Nerven. Die große Masse des Volkes aber ist beweglich und voll naiver und robuster Lebensregung. Wie schonungslos enthüllt sich gar die Frau auf dieser Festwiese, der sie mit Begeisterung zueilt, um zu lachen, zu leben und zu spielen!

Das Volk macht keine Umstände: Hunderttausende von Menschen sind in eine Wolke von Bierdunst, Bratheringen und essigsauer gepickelten Schnecken eingetaucht. Ein Glas um andere rinnt durch trainierte Kehlen. Die Dutzende von

Zelten, wo man Getränke und schwerverdauliche Backwaren kaufen kann, sind überfüllt von früh bis spät. Hier lagern Gruppen von Menschen, dicke und dünne, junge und alte, gutgekleidete und verwahrloste, arbeitsgewohnte und arbeits-scheue, gute und schlechte, schöne und häßliche — Männer und Frauen, Mütter und Kinder, am Boden und an Tischen, in den Zelten und außerhalb, in übermütigster Lebenslust oder in feuchtschwerer Heiterkeit, teils schlechthin glücklich, teils alkoholisch versonnen, teils ohne Regung, teils verlangend, aber alle urmenschlich und animalisch, alle hinfließend im Genuß des großen Tages. Hier tanzen sie, dort singen sie, dort liegen sie in feierlicher Umarmung. Musik, Gelächter und Lärm ohne Ende. Alles primitiv, alles urwüchsig — nichts ist hier puritanisch-gebunden, nichts ist überkleistert, nichts ist erheuchelt. Nicht fern vom „Royal Entrance“ sitzt eine Mutter, den Säugling an der stillenden Brust, ein Anblick, wie er im gepflegten England wahrlich nicht alltäglich ist. Weiter drüben, im Epsom East End, sieht man das häufig, und die Augen der Mutter verraten, daß sie ebenso durstig wie ihr Baby war. Allenthalben erschallt Musik aus den Zelten: Volkslieder, oft mit einem seltsam ergreifenden Klang, oder lustige Tanzweisen. Ein kleiner Junge, schmutzig und verwahrlost, spielt seine Mundharmonika wie ein Virtuose, wobei er den Rhythmus des Tanzes auf einem Tamburin mit-trommelt. Eine Zwergin singt mit üppigen Tönen irische Melodien, während nebenan ein alter Mann mit gewaltiger heiterer Cockney-Stimme vergnügte Lieder zu einer Art von selbstgemachtem Banjo zum besten gibt. Im Nachbarzelt spielt jemand mit einer Schlagzither einer Gruppe von Tän- zern höchst anmutig zu alten Volkstänzen auf. Immer neue Tanzlustige gesellen sich zu ihnen. Dort wiederum kramt ein

langer, dünner Blumenverkäufer eine Holzpfeife aus seinem Korb aus, um einem Dutzend von Shopgirls aus irgendeinem East-End-Laden die selige Weise der Frothblowers als Tanzmusik zu flöten (The more we are together, together...). Fürwahr, hier ist Frothblower-, Bierschaumbläser-Stimmung, und diese jungen oder weniger jungen Damen tun dem Verein der Frothblowers, der seit dem Krieg im ganzen Lande entstand, alle Ehre an: hie Bier, hie Heiterkeit! Die Köpfe sind heiß, der Tag ist schwül, aber die Damen mit den dicken und den dünnen Beinen vollführen ihren Tanz mit der Beharrlichkeit von Negerhäuptlingen, und während sie die Füße nach links und rechts, nach vorne und hinten drehen, balancieren die feuchten Hände die Gläser mit dem goldgelben Inhalt. Alle Arten von Temperament vereinigen sich auf dieser Festwiese, alle Arten von Geschmack und Geschmacklosigkeit. Neben grölenden East-End-Prostituierten mischen sich die biedersten aller Fischhändlerinnen oder die ehrwürdigen Matronen aus der Zunft der Blumenverkäuferinnen in seltsamen Federhüten in den sorglosen Reigen. Alte Fischer mit prächtigen Kinnbärten leeren ihr Glas neben unheimlichen Verbrechern. Zigeunerinnen in roten Schals und gelben Röcken liegen mit wundervoll tragischem Ausdruck vor ihren Wagen. Die „Royal Gipsy“ liest indessen fatale Nachrichten aus der Hand des Citygirls, und der Neger-Professor Luck, „der Chief Umgazzi“, wie seine Tafel mitteilt, macht nebenan Schädelmessungen und Deutungen aus dem Haupt eines ehrbaren Gemüsehändlers.

Durch all dieses Gedränge schieben sich Spaßmacher, „Tipsters“ (die Renntips gegen ein kleines Entgelt ausgeben) und „Bookies“ und eine schier endlose Menge von Menschen, die irgend etwas anzupreisen oder zu verkaufen oder zu vermieten



DER THRONFOLGER

haben, sei es nur eine kleine Leiter, mit deren Hilfe die Barriere der Rennstrecke bequemer überstiegen werden kann. Durch das Gewühl schiebt sich auch die Geheimpolizei und fromme Männer mit Plakaten, die daran erinnern, daß uns der Tod viel näher sein mag, als wir denken. Doch die Plakate der Bookies sind fürs erste viel wichtiger. Kein englischer Rennplatz, aber gewiß nicht das großartigste Rennbild auf den Downs von Epsom, ist denkbar ohne die Armee von schreienden Buchmachern. Sie sind unentbehrlich für das phantastisch bewegte Bild und für die polyphone Ausdrucksweise der Derby-Masse, und ohne das englische System, das die zentrale Wettmaschine durch Hunderte und Tausende von Buchmachern ersetzt, wäre das ungeheuerliche Bedürfnis nach Wetten niemals zu befriedigen. Nimmt man den Engländern das Bier und die Wetten, dann wird von der halben Million Derby-Besucher nicht mehr allzuviel übrigbleiben. Der Engländer ist vom Wetteufel besessen. Aber wenn er wettet, so will er es nicht mit einer Maschine, sondern mit einem Menschen zu tun haben. Hier sieht er ihn stehen: sagen wir Mr. Lewis aus Blackburn. Dieser Herr hat einen verrückten Strohhut auf und trägt vielleicht einen phantastisch karierten Anzug. Auf seiner Brust ist ein Schild, das seinen Namen und die Adresse trägt. Ein Plakat verkündet, daß man ehrlicher nicht bedient werden kann. Wenn man oft genug Rennen besucht, kennt man ihn sogar persönlich. Auch die Polizei kennt ihn. Sogar der Steuereinnahmer, denn seit 1926 hat er eine Wettsteuer auf seinen Umsatz zu entrichten. Er hat ein Buch in der Hand und wird von seinem Assistenten unterstützt, der alle Ereignisse in das Hauptregister einträgt. Auf einer Tafel stehen die Namen der Pferde und die jeweiligen Odds. 2:1, 10:1, 50:1; je nach der Konjunktur, je nachdem, wie die un-

sichtbare Wettbörse (geleitet von den Stewards) die Chance bewertet; man zahlt dann einen Schilling oder ein Pfund ein, um 2, 10 oder 50 zu bekommen, wenn das Tier, auf das man setzt, gewinnt. Die Odds verändern sich; ein Pferd, das eben noch 4:1 stand, kann fünf Minuten später bereits auf 3:1 gegangen sein. Es ist wie an der Börse; auch das Geschrei. Man erhält ein Ticket und betet zu Gott, daß der Bookie, wenn sich das Schicksal gegen ihn wendet, nicht davonläuft, was außerhalb der Tribünenbezirke mitunter vorkommt. Gelegentlich kommt es zu wahren Schlachten, aber im ganzen spielt sich das Geschäft mit einer bewundernswerten Gewissenhaftigkeit ab und dies ist besonders im East End-Epsom höchst bemerkenswert. Ein Zylinderhut ist zuweilen eher ein Hindernis als ein Mittel zur Verstärkung der Vertrauenswürdigkeit. Das ganze Wettgeschäft beruht vollständig auf Kredit, und der Geldgeber erhält nicht einmal eine Quittung, noch weniger eine schriftliche Bestätigung der Odds, zu denen er abgeschlossen hat. Nur eine Nummer, — das ist alles.

Das System des Wettens und der Buchmacher allein gestattet den Massen aktive Teilnahme am sportlichen Teil des Festprogramms — wo immer man steht, ein paar Schritte genügen, um den nächsten Bookie zu erreichen. In dieser überragenden Bedeutung des Wettens liegt die fühlbarste Schwäche des Rennsports. Mit eigentlichem Sport hat diese Art von Sportliebe nichts zu tun. Die Begeisterung der Masse gilt natürlich auch ein wenig den braven Pferden, nächstdem den populären Jockeys, ein wenig auch den Rennstallbesitzern, die das ganze Fest ermöglichen, und zuguterletzt auch der königlichen Familie, die wacker Anteil nimmt. Die Begeisterung gilt schlechthin der ganzen Atmosphäre, aber in erster Linie doch dem Spiel mit dem Geld. In den

englischen Rennen trifft die Sportfreude der Nation mit einer wilden Spekulationslust zusammen. Der natürliche menschliche Sporttrieb erscheint hier in hochkapitalistischer Verbrämung. Es wäre zwecklos zu leugnen, daß der Sportsinn des Volkes damit eine oft abenteuerliche Form erhalten hat. Jede Köchin, jeder Schuljunge, jeder Arbeiter, kurzum: jeder Engländer ist im Durchschnitt für dieses Geschäft zu haben und die Zahl der Wetter ist bekanntlich vielmals größer als die Zahl derer, die den Sportplatz besuchen können. Es ist nutzlos, darüber zu streiten, ob diese Leute wetten, weil sie Sportsinn haben, oder weil sie um Geld spielen möchten. Gewiß, viele wetten, um den „Thrill“, der mit dem Rennen verbunden ist, zu erhöhen, aber es hat nicht mehr viel mit Sport zu tun, wenn ein Volk unablässig mit Wetten und Sweep Stakes beschäftigt ist, — das ist „gambling“, und es macht wenig Unterschied, ob man in Rennwetten oder in Börsenpapieren spekuliert. Was sie alle einigt, ist hier das Geld, das Spiel mit dem Geld, ein faires Spiel, gewiß, — nur die wenigsten Bookies laufen davon — aber der Sport verliert dabei doch ein gut Teil seiner Ursprünglichkeit und Echtheit. Am deutlichsten zeigt sich das bei dem neuesten Londoner Sport, den Hunderennen, die von einer Gruppe von Profitgierigen in der Arena der White City veranstaltet werden. Die Hunderennen sind aus Manchester und Amerika nach London importiert worden und bedeuten fürs erste einen unbestreitbaren Kassenerfolg, denn an manchen Abenden versammeln sich nicht weniger als sechzigtausend Menschen, um die Greyhounds, langbeinige und kurzhaarige Windhunde, hinter einem elektrisch angetriebenen „Hasen“ herrennen zu sehen. Den Rest der Unterhaltung besorgen auch hier die Buchmacher. Das Ganze ist eine schauerhafte kapitalistische

Unart, — unwürdig des Sportsgeistes der britischen Nation. „Circenses“ niedrigster Art. Es ist vielleicht falsch, sie in einem Kapitel zu erwähnen, das dem Derby gewidmet ist, denn das Derby ist eine einzigartige historische Institution, bei der das Volksfest auf dem Epsom Hill ganz von selbst und ohne Zutun von Geschäftsmanagern entstanden ist, aber man sieht am Beispiel der White City, wie die Sucht nach dem „Thrill“ und die Wettlust — also gerade die weniger erfreulichen Nebenprodukte des Sportsgeistes — vom Unternehmertum mißbraucht werden können und tatsächlich mißbraucht werden. In der Derby-Atmosphäre von Sport, Bier und Gambling entsteht ein Gefühl der Loyalität und Volksgemeinschaft, das einen nur mit Staunen erfüllen kann. Der Tummelplatz des wirren Haufens von East End-Menschen ist zu einem großen Teil zugleich auch der öffentliche Wagenpark: kostbare Limousinen, mächtige Sportwagen und ein wahres Arsenal von Fahrzeugen aller Art sind über die ganzen Downs hingegossen und mischen sich mit den weidenden Pferden der Marketenderkarren, den Zigeunerponies und dem ganzen Hausrat der Festwiese. Nur wenige der vornehmen Tribünenbesucher kommen herüber, um sich den Trubel zu besehen, es genügt ihnen zu wissen, daß hier das Volk ist. Aber alle Zylinderhüte, die sich einmischen, und alle Luxuswagen, deren Abfahrt oft genug Proletarierpicknicks und East End-Mittagschläfe unterbricht, erregen nicht den geringsten Anstoß. Jedermann empfindet es als selbstverständlich, ja als angenehm und ehrenvoll, daß die Reichen da sind und daß es reiche Menschen gibt. Auf dem Heimweg vor den Tribünen zu den Wagen oder zu den Eisenbahnstationen ist vollends jegliche Trennung aufgehoben, — es gibt nur Derby-Besucher, nur eine Klasse von Menschen. Jeder hat seine Existenz-

berechtigung, jeder gehört dazu. Der Sinn der englischen Sportfeste ist nicht, sich und andere zu ärgern, sondern fröhlich das Leben zu genießen, wie es sich bietet. Die Hunderttausende, die teilnehmen können, fühlen, daß sie glückliche Menschen sind, — wenigstens für diesen großen Tag. Glücklicher sicherlich als alle, die nicht dabei sein konnten.

PREMIERLAND

Wir müssen ins East End Londons fahren, um den eigentümlichsten der individuellen Sports, die nicht Team Work sind, in seiner eigenartigsten Form vor uns zu sehen. Jeder normale Engländer lernt boxen. Er lernt es schon als Schüler, er betreibt es zur körperlichen Uebung, zur Stählung seines Willens, zur Unterhaltung, zur Selbstverteidigung und daneben auch zum Austrag seiner kleinen Handel. Die Schüler gehen zum Headmaster und holen sich die „gloves“, die Boxhandschuhe, und dann kühlen sie ihr Mütchen mit ein paar derben Schlägen gegen Brust oder Kinnbacken. Ueber den Wert des Boxens als Sport ist auch außerhalb Englands längst kein Zweifel mehr. Ueber den Unfug — um nicht zu sagen den Skandal —, der oft mit professionellem Boxen verbunden ist, herrscht wohl ebenfalls Einmütigkeit. Wieder ist es die Kommerzialisierung, die das Bild entstellt. Daß der Mensch mit ein paar Runden ein Millionenvermögen erboxen kann, will niemand in den Kopf, der nicht selbst berufsmäßig boxt, oder der gerade in einem Sweepstake oder an der Börse ein noch größeres Vermögen erbeutet hat. Die Auswüchse kommen wiederum nicht aus der Natur der Sportart, sondern aus der Unnatur, mit der wir uns umgeben haben. Wenn die

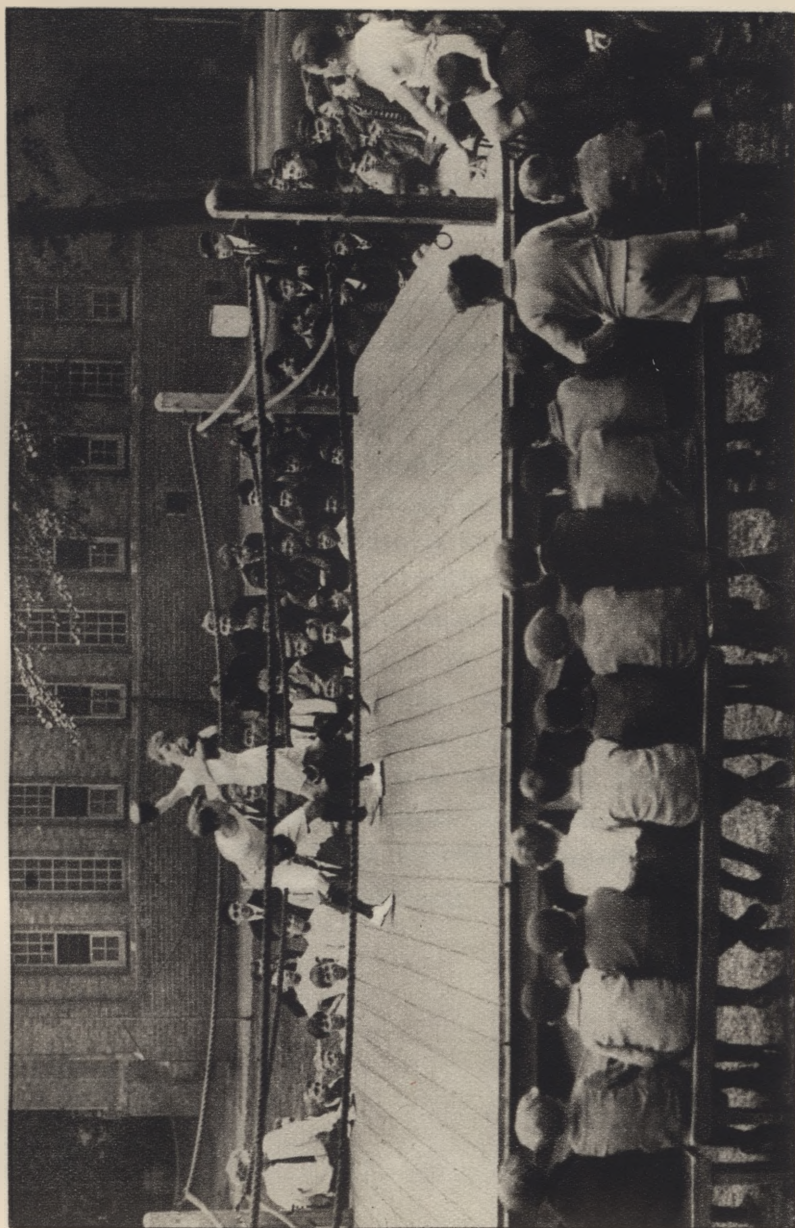
Royal Albert Hall heutzutage nur an Tagen zu füllen ist, an denen ein paar Menschen boxen (es sei denn, daß Kreisler geigt), so sichert uns das wenigstens eine Gnadenfrist, um uns zu überlegen, wie wir das Volk auf andere Weise mit Nutzen unterhalten können. Die Boxabende sind inzwischen die wahren Stützen der Londoner Kulturpaläste. Selbst ein Cochran vermöchte aus der Albert Hall kein Geschäft zu machen, wenn nicht in regelmäßigen Abständen Festabende eingelegt wären, an denen befrackte Herren und elegante Damen für hohe Preise auf den fadenscheinigen roten Plüschsesseln sitzen, um sich durch den Tumult auf der Boxerbühne zum Leben erwecken zu lassen. Wenn man aber zu wissen wünscht, was der Boxsport in England vermag, muß man zu den Gefechten jener Schulbuben oder noch viel besser ins East End gehen.

Das Boxen lenkt die Kampflust in friedliche und durch Anstand geregelte Bahnen. Es ist ein Sport, der den Temperamentvolleren oder Wilderen unter uns gestattet, sich an die Alternative des Sports: an den Krieg anzunähern, ohne aber die Regeln vollkommener Sportlichkeit zu verletzen. Daß den Engländern neben dem sanftmütigen Kricket das derbe Boxen solche Freude macht, ist nur ein Beweis dafür, daß die Naivität, die Naturnähe des Engländers auch da vorhanden ist, wo es sich um den natürlichen Instinkt zum Dreinhauen handelt. Die „nordische Rasse“ hat fürwahr ausgesprochene Kriegerqualitäten! Man pflegt sie mit Vorbedacht, aber das sportliche Leben des Volkes absorbiert den größten Teil der kampf lustigen Triebe und macht sie unschädlich. Die Blitze der menschlichen Gewitterstimmung werden in ein Feld gelenkt, wo die Entladung am harmlosesten ist. Der Boxsport ist ein klassisches Beispiel für solche Blitzablenkung. Nirgends wird

der Mensch mehr zu unfairen Schlägen oder zu anderen Beweisen unbeherrschter Wut herausgefordert als bei einem Sport, dessen Pointe darin besteht, dem Gegner Schlag nach Schlag auf Mund, Nase und Augen zu versetzen. Nirgends ist die Herausforderung oder die Verlockung zu unfairen Abwehr größer. Zu einem Sport solcher Art bekennen sich in England nicht nur die Schulen, in denen die Söhne aus Familien trainiert werden, die eine Anwartschaft auf Führung im Staate haben, sondern gerade auch die jungen Burschen aus dem East End und aus den niedern und niedrigsten Schichten im ganzen Lande machen den Boxsport zu einer ihrer beliebtesten Uebungen! Ueberall sind Working Lads Clubs und ähnliche Vereine entstanden, die das Boxen systematisch und mit größtem sportlichen Eifer betreiben und von deren vortrefflicher Technik und moralischer Tüchtigkeit man sich oft genug bei den zahlreichen öffentlichen Wettkämpfen und Championships der jungen Burschen überzeugen kann. Ja, die englische Atmosphäre, die so viel Merkwürdiges erreicht, hat es fertig gebracht, daß Whitechapel, das berühmte jüdische Viertel im Osten Londons, zu einem der Hauptzentren des Londoner Boxsports geworden ist.

Premierland liegt im Straßengewirr Whitechapels, wo ein jüdischer Verkaufsladen neben dem anderen steht und wo arm und reich in einer uns ungewohnten Gemischtheit durcheinanderwohnen und durcheinanderleben. In einer der elenden grauen Straßen öffnet sich ein Tor durch die mit Plakaten bedeckte schmale Backsteinfront und führt in einen weiten öden Kuppelraum von billigster Bauart und elender Ausstattung. Das ist Premierland. In der Mitte steht die Boxerbühne und ein jüdischer Herr, der die Sache leitet. Die Bänke ringsum sind dicht besetzt von einer Proletariermasse,

wovon die meisten Juden sind. Handlanger von Krämern, Dockarbeiter, kleine Händler und Angestellte, Nichtsteuer und Leute von zweifelhaftem Aussehen, auch eine Reihe Farbiger darunter. Gelegentlich eine Frau. Auf der Boxerbühne selbst, im Ring, sind wiederum mehr Juden als andere. Und alle diese Zuschauer in Premierland sind oder waren Boxer, sie sind oder waren Mitglieder in einem der Lads Clubs, sie kennen also das Handwerk, sie sind Experten, selbst frühere Champions — Boxen ist natürlich ein Sport der ganz Jungen von siebzehn bis vielleicht siebenundzwanzig im Durchschnitt, und auch die Zuschauer in Premierland sind wohl zumeist jugendlichen oder mittleren Alters —, sie kennen alle den Ring und seinen Kodex, sie sind wahre begeisterte Sportsleute, richtige Kämpfer aus Ueberzeugung. Und zugleich Kämpfer von Qualität. Eine große Zahl der bekanntesten englischen (übrigens auch der amerikanischen) Boxer sind Juden, Inhaber von Championships. Der Name verrät es nicht immer, doch sehr oft, ja sogar meistens. Die Gesichtszüge sind häufig veranglisiert, obwohl die Abstammung rein jüdisch ist. Die Körperformen sind vollendet und der Sportsgeist ist von bester und solidester Art. Wie all die bekannteren Boxer sind die jüdischen Kämpfer von geringer Herkunft, genau wie die Zuschauer. Jeder Junge kann in Premierland auftreten, wenn von ihm zu erwarten ist, daß er sich und den Manager nicht blamiert. Jeder Kämpfer setzt seine ganze Energie ein, um ein gutes Gefecht zu liefern, denn dann wird ihn der Manager für ein paar Pfund wieder engagieren, und wenn er sich bewährt, wird er langsam zu den größeren und größten Kämpfen zugelassen werden, bis er schließlich als gemachter junger Mann die Royal Albert Hall betritt. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß dies zu den jüdischen Karrieren der East



SCHULMEISTERSCHAFT



End-Bewohner gehört. Und es ist nicht minder bemerkenswert, daß gerade in einem Land, das die Juden am nobelsten behandelt, die Kampfeskraft des jüdischen Volks, die man sonst vielfach nur aus der Bibel kennt, am freiesten entwickelt wurde. England hat keinen Schaden davon.

Die Stimmung in Premierland ist, wie fast allgemein im englischen Sport, sehr lebhaft, aber vollkommen sachlich. Das Boxerpublikum ist wie ein sehr empfindsames Gewissen. Die Qualität der Zuschauer, die beinahe die Rolle von Schiedsrichtern einnehmen — ohne sich jedoch mit dem offiziellen Schiedsrichter zu veruneinigen —, ist auch in Premierland untadelig. In einem Kampf zwischen einem jungen jüdischen Champion und einem jungen Engländer, der nicht aus London stammte, traf jener seinen Gegner in einem grimmigen Wettkampf reichlich tief in die Gürtelgegend, was dem Schiedsrichter, der auf der entgegengesetzten Seite stand, entging. Das Publikum lärmte so lange, bis der Schiedsrichter aufmerksam wurde, und die jüdische Boxergemeinde war sehr unwillig, als der junge Jude nicht disqualifiziert wurde. Von diesem Augenblick an war ihre Gunst für den Rest des Kampfes auf der Seite des jungen Briten. Das ist Fair Play in Whitechapel. Der ganze Begriff „Premierland“ ist ein Triumph englischer Sporterziehung.

SPIELENDE JUGEND

DER SCHULSPORT

Welch herrliches Zusammentreffen von Geschäft und Vergnügen muß es für die Public School Boys sein, daß Sport und Spiel zu den wichtigsten Erziehungsmitteln der Schulen gehören! Ohne den Sport gibt es keinen Lehrplan in diesen Schulen. Ohne das Spiel gibt es keine Verständigung zwischen Lehrer und Schüler. Vom ersten Schultag an wird der junge Brite darüber beruhigt, daß ihm niemand die Freude am Spielen nehmen will. Selbst der ledernste Unterricht verliert seine Schrecken, wenn dem Jungen klar wird, daß es seiner Wahl freisteht, ob er lernen und studieren will oder nicht. Und schließlich, so scheint man zu fragen: Muß man wirklich wissen, wann Cäsar geboren wurde, um sich einen guten, echten englischen Charakter zu erwerben? Oder was nützt die Kenntnis von sechs Sprachen, wenn der Mensch den Umgang mit Menschen nicht versteht? Wer dagegen mit fünfzehn Jahren einen Zylinderhut mit Anstand zu tragen vermag, bietet eine gewisse Garantie für Wohlverhalten und wer in seinem Team ein nobles Spiel vorzuführen weiß, kennt seine soziale Pflicht im Leben. Ueber Vorteile und Nachteile englischer Erziehung wird es einen Streit geben, solange es englische Schulen gibt, nur soll man dabei nicht vergessen, daß in den staatlich anerkannten Boarding Schools — das heißt also in den eigentlichen Hochburgen unter den Public Schools — nicht viel mehr als 27 000 Kinder erzogen werden. Während die gesamten höheren Schulen in England und Wales von vielleicht 370 000 Jungens und Mädels besucht werden, gehen nicht weniger als 5 Millionen Kinder in die Volksschulen. Die große Masse der englischen Schuljugend ist also den Nachteilen jenes berühmten „Public School“-Systems

ebensowenig ausgesetzt wie sie seine Vorteile genießt. Wenn man hört, daß nach einer neuen offiziellen Berechnung für über 4 Millionen von Volksschülern keine grünen Spielplätze zur Verfügung stehen, daß sie also auf staubige Schulhöfe und auf die Straße angewiesen sind, so wird begreiflich, daß der Sport bei der Erziehung des Durchschnitts der englischen Jugend bis heute sicherlich nicht entfernt die Rolle gespielt haben kann, wie man angesichts der ganz außerordentlich hohen Bewertung des sportlichen Trainings in den Public Schools als selbstverständlich annehmen sollte. Der Ruf nach „Demokratisierung“ des Sportes ist darum wahrhaftig begreiflich, wenn man die englischen Schulen betrachtet.

Es ist ein gewisser, doch nur ein geringer Trost, daß von den Besuchern der höheren Schulen (Public Secondary Schools) etwa ein Viertel aus Schülern und Schülerinnen besteht, die durch Stipendien und Freistellen aus den Volksschulen in die höhere Stufe aufgerückt sind, und daß sich die Zahl der höheren Schüler zwischen 1909 und 1920 geradezu verdreifacht hat; aber der krasse Unterschied zwischen der Herrlichkeit der Sportparadiese der Public Schools und der Armseligkeit des sportlichen Lebens in den niederen Schulen ist ein Beweis dafür, daß von Fair Play auf diesem Gebiete bisher nicht die Rede sein kann. Entweder sind Sport und Spiel doch nichts anderes als Vergnügungen für Menschen, die Geld und Zeit haben, — dann ist alles Gerede über den erzieherischen Wert nur ein bequemer Vorwand; oder der Wert ist echt, — dann ist es unbegreiflich, warum das „Sportvolk“ erst im Jahre 1927 entdeckte, daß gerade diejenigen, die eine sportliche Erziehung am nötigsten hätten, am wenigsten davon erhalten. Freilich wird der Sport in den englischen Volksschulen niemals auch nur eine ähnliche

Stellung einnehmen können wie in den Public Schools. Die Kinder der Volksschulen bleiben nur bis zum Ende des vierzehnten Jahrs, sie verlassen also die Schule gerade in dem Alter, wo anderwärts der Schulsport wirklich ernst zu werden beginnt. Es ist ebenso selbstverständlich, daß der Staat oder die Gemeinden nur einen kleinen Bruchteil von dem tun könnten, was reiche Stifter in so freigiebigem Maß zugunsten der Public Schools taten. Vor allem aber: wenn die Kinder die Volksschule verlassen, müssen sie für den praktischen Beruf, fürs Arbeiten und Geldverdienen vorbereitet sein, — so mangelhaft dies auch geschehen mag, es wäre unmöglich, allzuviel der kurzen Schulzeit für andere Dinge herzugeben. In den Public Schools bleiben die Jungens dagegen bis zum achtzehnten oder gar neunzehnten Jahr, und gerade die bekanntesten und ältesten dieser Schulen wollen gar nicht erst versuchen, die Schüler für einen Beruf vorzubereiten, sondern sie betrachten sich nur als ganz allgemeine menschliche Vorbereitungsanstalten, aus denen die Jungens zur Universität oder zu anderen Trainieranstalten — allenfalls auch in ein City Office — geschickt werden sollen. In neuerer Zeit erst hat sich eine Reihe von Public Schools mehr auf Berufsvorbereitung — technischer, mathematischer oder wirtschaftlicher Art — eingestellt und im selben Maß, wie dies geschieht, verliert der sportliche Teil des Erziehungsprogramms etwas von seiner Monopolstellung, doch hört der Sport niemals auf, auch in solchen Fällen das wichtigste Erziehungsmittel zu sein.

In den großen alten Schulen wie Eton und Harrow überwiegt heute noch das Athletentum, aber doch nicht mehr in dem sinnlos übertriebenen Maß, wie es unter der Führung Etons in den achtziger und neunziger Jahren die meisten der

größeren Public Schools ergriff, was den Geist dieser Schulen in schärfsten Gegensatz zu ihrer Tradition brachte. Auch in jener Zeit des Triumphs der Muskeln gab man freilich vor, nichts anderes anzustreben als einen Ausgleich zwischen Körper und Geist, aber die Schonung der jugendlichen Gehirne und die Uebersteigerung des muskulären Trainings brachte nichts Besseres hervor als robuste Kämpfer für eine hochmaterialistische Zeit, für die Zeit des Imperialismus. Doch diese öde Periode maßloser Ueberschätzung des Athletentums geht ihrem Ende entgegen. Unter seinem heutigen Leiter hat auch Eton den Weg zu einer größeren Ehrfurcht vor Wissen und Denken zurückgefunden. Die Athleten geben noch immer den Ton an, aber die Lernenden und die Collegers haben wieder an Prestige gewonnen. Dabei sind sie gute Sportsleute geblieben. Das Gelehrtentum vergangener Jahrhunderte werden die Public Schools nicht wieder zurückgewinnen. Vielleicht schon deshalb nicht, weil die Berichte aus alter Zeit dem Public School Boy von ehemals eine Gloriole verleihen, die ihm wahrscheinlich niemals zukam. Wenn aber die englische Jugend damals für klösterliche Weisheit empfänglicher war, so galt das nur für einen kleinen Kreis von jungen Menschen aus guten und gottesfürchtigen Familien. Heutzutage rekrutieren sich die Public Schools aus sehr viel breiteren Schichten und die Tendenz geht auf noch größere Erweiterung. Und zwischen damals und heute liegt der Puritanismus, der in Uebersteigerung und Lüge entartete. Das Beste, was England heute zu erwarten hat, ist eine weisere Mischung von Sport und Wissenslust in seinen Schulen: mehr Sport und Spiel für die Armen und mehr Arbeit für die Reichen. Dies aber ist der Weg, auf dem sich England in neuester Zeit tatsächlich befindet. Die jüngste Generation verspricht darum wohl ein-

heitlicher und ausgeglichener erzogen zu werden als die Generationen, die hinter uns liegen. Dem Sport als Mittel zur Erziehung wird dabei durch die Demokratisierung der Spiele noch größere Bedeutung zukommen als bisher.

Die größere Einheitlichkeit in diesem Sinne müßte sich eigentlich von selbst verstehen, denn ob die englischen Jungens Zylinderhüte, seltsame Strohungetüme oder die anspruchswosen Mützen der Volksschulen tragen, — sie sind, mit Verlaub zu sagen, doch immer im Grunde dieselben gesunden und lebensfrohen Lausbuben. Sie stecken voll Kraft, sind zum Platzen gefüllt mit Unternehmungslust und Trieben und sind wahre kleine Vulkane kindlicher Regung. Die „Purgierung der Emotionen“, von der Aristoteles spricht, ist für die Jugend solcher Art eine Notwendigkeit. Der Sport der Schulen macht aus der Neigung zum Explodieren eine vergnügte Playing Attitude. Wenn von der Verherrlichung des Athletentums in englischen Schulen die Rede ist, so darf man nicht an eine verrückte Rekordwut der Jungens denken. Das gibt es auch, und wenn Eton gegen Harrow spielt, so ist das schlechthin Krieg, ein Krieg mit Heldentaten, mit Haß und mit Liebe. Aber im Grunde ist der Schulsport nur ein köstliches, fröhliches Spiel, ein Spiel mit Bällen und Farben. Man muß die feierlichen jungen Herren mit ihren schwarzen Röcken und Zylinderhüten oder die Collegers mit ihrem Gelehrtenmäntelchen auf dem Spielplatz sehen, um sie zu verstehen — und zugleich um zu begreifen, was trotz allem das Verständigungsmittel zwischen Volksschülern und Etonboys ist. Auf dem Spielplatz fällt die schwarze Hülle — und ein höchst munterer, flinker, schlanker Junge läuft übers Feld. Hier ist alles Leben und alles Farbe. Die Farben, die „Colours“, sind die Geheimsprache der Boys. Die „Colours“, die Erringung des Rechts,

diese oder jene Mütze oder Farbe tragen zu dürfen, sind ihr Ehrgeiz. Es sind mysteriöse Dinge. Der Laie erkennt nur ein entzückendes Bild von unzähligen bunten Mützen, Halstüchern, Hemden, Wolljacken, Strümpfen. Für die, die sie tragen, ist es eine Quelle von Liebe und Phantasie. Jedes einzelne Team, jedes einzelne „Haus“, jede Gruppe, die ganze Schule, ja alle Schulen, ja ganz England hat diesen unversieglischen Quell gemeinsamen Erlebens. Und dieses Erleben hat ewigen Bestand. Es appelliert nicht an den Verstand, es appelliert ans Gefühl — und Gefühl haben sie alle. Eton errichtet, befestigt oder erhält soziale Schranken. Das ist ein schwerer Einwand und er ist nicht der einzige. Aber Eton ist nur die Spitze einer Pyramide. Das Eton der Spiele und der Colours zieht sich durchs ganze Land, durchs ganze englische Leben. Für Millionen freilich ist es bis heute nur eine Sehnsucht.

DIE BOY SCOUTS

Wohl niemand in England würde auf den Gedanken kommen, daß die Krisen der Jugend in erster Linie auf geistigem Gebiet überwunden werden könnten und daß der Intellekt die Mittel zur Ablenkung und Entspannung zu liefern vermöchte. Für eine geistige Jugendbewegung ist schon aus diesem Grund in England nicht viel Raum. Die Playing Attitude ist das Haupthindernis. Dagegen bietet sich dem englischen Jungen neben dem Sport in der Boy Scout-Bewegung ein einzigartiges, vollkommen auf das englische Empfinden zugeschnittenes Hilfsmittel zur Beschäftigung und Entfaltung von Geist und Körper, dessen erzieherischer Wert dem Sport der Schulen in vielen Dingen gleichkommt und ihn in anderen sogar übertrifft. Das

Scouting bietet alle Vorteile der sportlichen Spiele, denn Athletik gehört zum Programm der Scouts, aber es befriedigt zugleich ein wichtiges Bedürfnis der kleinen Seelen, das der Sport vernachlässigt: es bietet dem romantischen Sinn und der Phantasie der Jugend ein reiches Feld. Daneben erweckt es Interesse an tausend Dingen, die zu kennen nützlich ist, und die dem jungen Briten schon deshalb zusagen, weil er ein geborener kleiner Naturforscher und Techniker ist. Zugleich aber ist „service“ — sozialer Dienst — das unmittelbare Ziel der Scout-Bewegung.

Baden-Powell und seine Freunde eröffneten den Scouts den Weg nach zwei Hauptrichtungen, denen sich jeder Scout-Trupp nach seinem Geschmack mehr oder weniger nähern kann: „scoutcraft“ und „woodcraft“. Scoutcraft umfaßt all die Spiele, das Wandern und Kampieren und was dazu gehört, während Woodcraft als eine Art Naturwissenschaft im kleinen zu denken ist, als ein Studium und ein Spiel mit Tieren und Pflanzen. Die Jungens selbst, unorthodox gegenüber der Scout-Literatur, haben die Begriffe etwas verschoben. Ein Trupp, der mehr zu Scoutcraft neigt, ist mehr zu praktischen und technischen Spielen geneigt. Er betreibt besonders die sogenannten „hobbies“; die Jungens suchen dabei eines oder mehrere der zahllosen Abzeichen zu erringen, die für spezielle Kenntnisse verteilt werden, wie Zimmermannsarbeit, Kochen, die Fertigkeiten der Elektriker, Feuerwehrleute, Gärtner, Pferdekundigen, Radfahrer oder was es sonst sei. Die Liste enthält Dutzende von solchen Spezialitäten, wobei es sich als Regel natürlich nur um die Erlernung der Anfangsgründe oder um die Schaffung des Interesses handeln kann. Ein Scout, der sich dagegen mehr für Woodcraft interessiert, meint damit zumeist, daß er nicht nur die Natur erforschen, sondern in

erster Linie „Indianer spielen“ will. Fährtenlesen und dergleichen lernt jeder Scout, aber das Indianerspielen gewinnt bei dieser zweiten Richtung eine außerordentliche Bedeutung. Es ist klar, daß das eine mehr in der Großstadt, das andere vorwiegend bei Trupps gepflegt wird, die leicht ins freie Gelände wandern können. Ohne Lagerfeuer und Indianerromantik ist aber die Scout-Bewegung überhaupt nicht mehr zu denken. Sie nennen sich mit indianischen Namen und haben geheimnisvolle Zeichen und Gebräuche. Und jeder Scout kennt seinen Kriegstanz — vielfach pflegen sie auch alte Volkstänze —, sein Kriegsgeschrei und das, was sie Musik nennen. Wieviel an überschäumenden Kräften und an kindlicher Phantasie von den Führern der Boy Scouts gebändigt werden muß, zeigt sich am besten an dieser romantischen Seite. Das Maß von Kindlichkeit ist außerordentlich groß.

Doch mit dem Spielen ist es nicht getan. Die Scouts haben zehn Gebote. Eines davon lautet: „Es ist die Pflicht des Scout, nützlich zu sein und anderen zu helfen.“ Ein anderes fügt hinzu: „Ein Scout ist ein Freund gegenüber allen und er ist ein Bruder jedes anderen Scout, gleichviel welcher sozialen Klasse der andere angehört.“ Schließlich: „Ein Scout ist höflich.“ Mit diesen Geboten beginnt die soziale Arbeit. „Sei bereit,“ heißt das Motto aller Scouts. Bereit, in jedem Augenblick seine Pflicht zu tun: anderen zu helfen und sich nützlich zu machen. Bereitschaft des Körpers, des Charakters, Bereitschaft selbst gegenüber den kleinsten Zufällen des Lebens, Bereitschaft aber auch in den größten Momenten des staatlichen Daseins. Die herabfallende Handtasche der Mutter oder der Einfall nach Belgien — sie sind gleich wichtig bei diesem Erziehungsprinzip. Die gute Tat des Scout kann sich auf die obskurste Kleinigkeit beschränken —, ja, so will es

scheinen, die Pflege der unscheinbarsten Kleinigkeit ist dabei psychologisch bei weitem am wichtigsten: Rücksichtnahme auf irgend etwas, sei es nur ein Vogel oder eine Katze. Die Verpflichtung, „nützlich“ zu sein, führt aber den Scout auch ins East End, die Trupps helfen im Haushalt, im Geschäft, sie fahren den Bedürftigen Kohlen ins Haus, machen ihnen Besorgungen und leisten andere, wenn auch noch so unscheinbare Beiträge zum sozialen Leben — im Krieg haben sie das gelernt. Die Loyalität des Scout soll keine Grenzen haben: gegenüber dem König, den Eltern, den Erziehern ebenso wie gegenüber denen, die unter ihm stehen, ja aber auch gegenüber seinem Arbeitgeber.

In der Arbeit der „Rovers“, der Scouts, die das achtzehnte Lebensjahr überschritten haben und bereit sind, weiterhin aktiv der Scout-Idee zu dienen, zeigt sich die soziale Tendenz am deutlichsten. Diese Rovers spielen, kampieren und indianern ebenso lustig weiter wie zuvor, aber was sie daneben zu tun haben, ist ernste praktische Scout-Arbeit: in erster Linie Organisation und Mitarbeit an der Leitung neuer Trupps, besonders in den Großstädten. Das erfordert große Hingebung und ein Opfer der freien Zeit. Die Jungens, jeweils einer oder zwei, gehen in irgendeinen der trostlosen Bezirke Ostlondons, suchen die Bekanntschaft der armseligen Jugend, besuchen die Eltern, bringen die Kinder in einen Trupp zusammen, lehren sie Reinlichkeit, führen sie, oft zum ersten Male in ihrem Leben, in die frische Luft der Vorstadtumgebung, organisieren ihre Spiele, erwecken in ihnen Interessen und Eigenschaften, die sie nie gekannt haben, ermuntern sie, von den kümmerlichen Pfennigen, die sie zusammenkratzen können, viele Monate lang zu sparen, bis sie imstande sind, sich das bißchen Scout-Ausrüstung,

das der Mensch braucht, allmählich anzuschaffen; die jungen Rovers geben oft von ihrem eigenen schmalen Taschengeld ein Scherflein dazu, laden die Gesellschaft zum Tee ein oder zahlen die Tramfahrt beim Ausflug, sie lehren die Jungens, wie selbst der Aermste, wenn er erfinderisch ist, ein paar Pennies zu verdienen vermag, und sie veranstalten Bazare oder irgendwelche Vorführungen, durch die für den neugegründeten Trupp ein paar Schilling oder Pfund gesammelt werden können. Dann führen sie sie hinaus, während der Ferien, in ein Camp im Grünen, und lehren sie aus ihrer Arbeit ein Vergnügen machen, und wenn diese dürftigen Großstadtgeschöpfe heimkommen, — fürwahr, die Eltern merken den Unterschied! Sie hatten wenig von diesem Zeug gehalten, als der junge Rover zum erstenmal kam, sie hatten ihn wohl gar unfreundlich angesehen, als einen Eindringling von fremder Klasse, — nun erkennen sie den Sinn, und der Rover findet seinen Lohn. Er hat ihn verdient, denn er hat sich aufgeopfert — er hätte sich unendlich besser vergnügen können, wenn er mit seinen eigenen Freunden aufs Land gefahren wäre, wenn er seinen eigenen Vergnügungen nachgegangen wäre, anstatt sich dem Dienst im East End zu widmen.

Hier endet das heitre Spiel der Jugend in ernster sozialer Arbeit. Die Scoutbewegung dringt tief bis in die untersten Schichten der sozialen Pyramide vor. Die obersten Führer und Organisatoren sind in hoher sozialer Stellung, aber die Masse der Scouts entstammt dem unteren Mittelstand. Auch die führenden Public Schools haben Scout-Trupps, doch bietet das Leben der großen Internate so viel anderes, daß für Scouting wenig Zeit und noch weniger Bedürfnis vorhanden ist. Ueberdies sind die Public Schools noch immer mit der

rein militärisch organisierten Boys Brigade und den Officer Training Corps verknüpft, an denen teilzunehmen heute noch nahezu obligatorisch ist. Das geschieht — wenigstens bei den älteren Boys — auf Kosten des Scouting. Aber während es kaum achtzigtausend Mitglieder der Boys Brigade gibt, ist die Zahl der englischen Scouts in den knapp zwanzig Jahren immerhin auf dreihunderttausend Jungens gestiegen, die aktiv an der Bewegung teilnehmen, und die Ziffer ist stetig im Wachsen. Drei bis vier Millionen englischer Jungens stehen im Scoutalter von zwölf bis achtzehn Jahren, also ist der Prozentsatz der Scouts schon recht ansehnlich. Daneben gibt es rund dreihundertachtzigtausend Girl Guides in der mit Vorbedacht völlig abgesonderten weiblichen Organisation der Scouts. Das Erblühen dieses weiblichen Zweiges beweist, daß das Scouting einen tieferen Sinn als Exerzieren haben muß. Zum Soldatenspielen würden sich englische Mädchen schwerlich vereinigen. Die Girls in England sind freilich auch nicht „versonnen“. Sehr oft sind sie von entzückendem Charme, aber es sind handfeste Kerls. Sie stricken und sticken nicht übermäßig gern, und sie führen den Haushalt nur ganz nebenbei, aber mit großem Geschick. Eine gewisse Smartheit, „Bereitschaft“ fürs Leben und Herzhaftigkeit gehört mit zum Ideal der weiblichen Erziehung. Das führt so überraschend viele zum Scouting.

Militarisierung ist nicht die Gefahr der Scoutbewegung. Soweit infolge des Kriegs Schwankungen bestanden haben mochten, sind sie wohl endgültig überwunden. Die Scouts sollen national und patriotisch denken, aber die Engländer brauchen für die Vermittlung dieser Gefühle in der Regel keine militärischen Symbole. Den einzelnen Trupps bleibt so viel Freiheit, daß manche von ihnen ausgesprochen pazi-

fistisch eingestellt sind. Die Begeisterung für die Völkerbundspolitik und überhaupt die ganze internationale Arbeit der Londoner Scout-Zentrale — es gibt fast zwei Millionen Boy Scouts in aller Welt — hat zu offensichtliche propagandistische Vorteile, als daß man sie fürs erste zu überschätzen brauchte, sie steht jedoch mit den nationalen Zielen der Scouts nicht in Widerspruch, denn ohne nationalen Stolz gibt es keinen gesunden Internationalismus. Eine ernsthafte Gefahr droht der Scout-Bewegung dagegen durch die Schwierigkeit des Führerproblems. Jeder Trupp braucht natürlich einen Scout Master und dies muß ein Mensch sein, der sich restlos in die jungen Herzen hineinfühlen kann, der ihnen aber doch an Jahren überlegen ist. Nun bewahrt sich zwar der Engländer ein erstaunliches Maß von Boyishness und Spielfreude selbst bis ins Alter, aber es erfordert wahrlich keine geringe Elastizität und Erfindungsgabe, diese Bubengehirne und ihre romantische Phantasie ausreichend zu beschäftigen und zu fesseln. Es mag noch verhältnismäßig leicht sein, Leute zu finden, die den Jungens in jenen technischen Dingen sowie in den eigentlichen Scout-Spielen Anleitung zu geben bereit und befähigt sind, aber es muß äußerst schwierig sein, mit ihrer Indianerphantasie Schritt zu halten. So kommt es, daß oft Menschen mit dieser Aufgabe betraut werden, die viel zu ledern und zu langweilig sind, um die Jungens unterhalten und fesseln zu können, und solche Führer verfallen dann auf Drill und anderen Unfug. Sind sie obendrein engherzig, so machen sie aus der religiösen Pflicht des Scout einen lästigen kirchlichen Zwang, der mit dem Sinn dieser Pflicht auch nicht vereinbar ist, denn die Scouts sind zwar auf Gott, aber auf keine Konfession eingeschworen. Die Church Parade hat schon manchen wackeren Scout aus



„OLIVER TWIST“ IM FABRIKHOF



seiner guten Laune gebracht. Das Führerproblem wird in-
dessen in Zukunft leichter werden, denn besonders seit die
Rover-Organisation (nach dem Krieg) gegründet wurde,
wächst die Zahl tauglicher Führer, nämlich die Zahl von
jüngeren Menschen, die das Scoutleben aus eigener Erfahrung
kennen und die bereit sind, dafür weiter zu arbeiten.

DRAMATISCHE SPIELE

unter Peter Louis führte. Das Thüringische wird in
diesem in Xanten bekannt worden. Diese Personen mit der
Haupt-Verwaltung nach dem Reich gegliedert wurde.
wird die Zahl derer, welche die Zahl von
Haupt-Verwaltung der das Reich nach dem gegenwärtigen
Verstand und die damit verbundenen zu erklären.

EIN GEFÄLSCHTES KULTURBILD

Der Sport soll uns entspannen, befreien, aber es gibt Kräfte, deren Ueberdruck nicht durch dieses Ventil abströmen kann. Die Sehnsucht nach Lachen, nach der Komödie und das Bedürfnis nach Rührung, nach dem Tragischen ist im englischen Volke nicht sehr viel weniger stark als der Drang nach sportlicher Selbstrealisierung. Der Anblick, den London als Theater- und Vergnügungsstadt der Welt bietet, ist grob gefälscht. Was wir in London — und schlechthin an der Oberfläche der großen englischen Städte — sehen, ist lediglich das Zerrbild, das entsteht, wenn dem Kapitalismus erlaubt ist, die Kunst zum Geldverdienen zu mißbrauchen. Der Anspruch an das Kapital und besonders die Zinspflicht der Theaterpächter an die Grundeigentümer ist so ungeheuerlich, daß kein Land der Welt eine Lösung finden könnte, die der Kunst und zugleich dem Kapital gerecht wird. Vollends wäre es geradezu eine gigantische Aufgabe, dies Problem in einer Zeit zu lösen, wo, wie in den letzten dreißig Jahren, die Schicht der Menschen, die Entspannung und Erheiterung suchen, in den großen Städten rapid gewachsen ist, ohne daß Erziehung und Tradition in diesen Menschenansammlungen einen künstlerischen Geschmack hervorgebracht hätten. Selbst ohne schwereres eigenes Verschulden stünden die Londoner Theater vor einer im Augenblick unlösbaren Aufgabe. Auf ihnen — wie auch auf den Konzerten — lastet nicht nur eine hohe Staatssteuer, die im Durchschnitt zwanzig Prozent ausmacht, sondern in allererster Linie die oft geradezu phantastisch hohe Pachtsumme. London hat ursprünglich ein paar großen Herzögen gehört, bis sich allmählich der Grundbesitz zersplittert hat, doch

gehören noch immer ganze Stadtbezirke einzelnen Familien. Die Londoner Grundstückswerte und damit die Miet- und Pachtgelder sind, durch dieses System begünstigt, unerhört in die Höhe getrieben worden und diese lasten auf der ganzen Wirtschaft. Die Theater- und Konzerthallen sind nicht imstande, diese Last abzuwälzen, und man kann sich vorstellen, was es heißt, wenn ein Theater außer allen anderen Unkosten zunächst eine Pachtsumme von fünf-, sechshundert oder gar tausend Pfund pro Woche finanzieren muß! Die Leitung eines Theaters ist darum zu einem reinen Finanzkunststück geworden, — und wenn man dies weiß, wundert es wohl niemand, daß nicht nur Großspekulanten, sondern buchstäblich auch Analphabeten in London heutzutage Theaterdirektoren zu sein vermögen. Der Staat mischt sich in diese Dinge nicht hinein, es gibt keine staatlichen und es gibt nur ausnahmsweise von den Kommunen unterstützte Theater und Konzerthäuser. Da fast sämtliche deutschen Theater ohne die in die Millionen gehenden Zuschüsse überhaupt nicht existieren könnten, ist es klar, um wieviel besser von vornherein das deutsche Theater und das deutsche Konzerthaus gestellt sind als das englische. Wenn man dies berücksichtigt, verliert ein gut Teil der Kritik an der Londoner Bühne ihren Wert. Das Londoner Gesamtniveau erscheint dann, was die Auswahl der Stücke angeht, durchaus nicht außergewöhnlich schlecht, während die Form der Darbietung zumeist sehr gut ist.

Die Londoner und überhaupt die große Masse der englischen Berufstheater, der kommerziellen Theater, bieten keinen sicheren Maßstab für die Bewertung des Bühnensinns und Bühnengeschmacks des englischen Volkes. London ist freilich schon ziffernmäßig ein Viertel von England, und in vieler

Beziehung ist es England. Aber London ist viel eher der Inbegriff aller zivilisatorischen Zusammenballung, welche die Industrialisierung mit sich brachte, als eine sichere Lagerstätte der ursprünglichen englischen Kultur. Zugleich ist London das große Schaufenster, das die Schaulustigen und Kauflustigen aus aller Welt anlocken und befriedigen soll, — und diese Welt, die in London zusammenströmt, ist wiederum zumeist mehr Abschaum als Quell einer wahren Kultur. Das künstlerische Niveau der Provinztheater ist in zahlreichen Fällen erheblich besser als der Londoner Durchschnitt, hinter dessen Masse das eigentlich Gute allzuoft ganz verschwindet. Und je mehr wir in die intimeren Teile des Landes eindringen, desto größer ist häufig das Streben nach kulturellen und künstlerischen Werten. Wie beim Sport ist auf der Bühne die Leistung der Professionals, so wichtig sie auch an sich sind, nicht das allein Wesentliche, nicht das typisch Englische, nicht das für die Gesamtentwicklung Entscheidende. Wie dort so ist hier die Volkstümlichkeit der Spiele und das Selbst-Spielen charakteristisch. Jedermann weiß, daß Zehntausende, Hunderttausende, ja Millionen in England Sport treiben, aber selbst hierzulande ist es kaum bekannt, daß die Zahl derer, die aktiv an den Aufführungen der Dramatic oder Operatic Societies teilnehmen, in England ebenfalls sechstellig ist und daß ihr Publikum wohl eine Millionenziffer erreichen muß. Das ist eine ganz neue Bewegung. Ihre Ansätze waren schon vor dem Krieg vorhanden, aber erst während der Jahre nach dem Weltkrieg hat sich in aller Stille daraus eine volkstümliche Bewegung entwickelt, die zusammen mit der Wiederbelebung der Musik als die interessanteste und zukunftsreichste Kulturerscheinung des heutigen England bezeichnet werden kann. Hier hat sich in der Tat innerhalb weniger Jahre etwas

angebahnt — spontan und dem Bedürfnis der Nation entsprechend —, was an die nobelste kulturelle und künstlerische Tradition des Landes wieder anknüpft und ein Gegengewicht gegen die während der vergangenen Epoche so überschätzten materialistischen Güter zu schaffen verspricht. Der Spieltrieb, die Playing Attitude des englischen Volks, ist hier im Begriff, wichtige kulturelle Werte hervorzubringen. Wie echt diese Bewegung, der ja eine parallele Entwicklung in anderen Ländern entspricht, gerade in England ist, zeigt sich besonders darin, daß der künstlerische Ernst und die Selbstlosigkeit zumeist um so größer zu sein scheinen, je weiter man sich von der Londoner Zentrale entfernt und daß gerade der englischen Dorfgemeinde und den Industriebezirken Nordenglands ein sehr großer Anteil an der Bewegung zufällt. Es hat sich herausgestellt, daß die untere Mittelklasse und die Arbeiterschaft am meisten der unverfälschten naiven Kunst zugänglich sind, um die es sich dabei handelt. Welchen Ausblick würde es uns eröffnen, wenn gerade die Schichten der Bevölkerung, mit denen die moderne Staatsgemeinschaft bisher — von der Ausnützung der Arbeitskraft abgesehen — am wenigsten anzufangen wußte, zum kräftigsten Nährboden dieses neuen Geistes würden! Es handelt sich um nichts weniger als um die Wiedergewinnung einer bodenständigen nationalen Volkskultur, die nach ihrer Blüte im siebzehnten Jahrhundert allmählich zerfallen ist und durch andere nationale und ökonomische Tendenzen überwuchert wurde.

Nichts ist dem Engländer auf die Dauer wertvoll, was nicht auf seinem eigenen Boden gewachsen ist und was darin wurzelt. Das englische Drama begann als Folk Play, als ein Spiel, das primitiv und grob in irgendeiner Form an ein paar

einfache Grundtatsachen der Lebensbedingungen anknüpfte, sei es an ein sakrales Ritual oder an die Idee vom Werden und Vergehen, an Wintertod und Frühlingserwachen, so wie nach Gilbert Murrays Deutung die griechische Tragödie einem rituellen Tanz des Dionysoskults — Tod und Auferstehung — entsprungen ist. Sagenhafte nationale Helden und ihre Trabanten vollführten Schwerttänze — Symbolik und Mystik in primitivem Gewand. Dies war englisch-einheimisch. Die religiösen Spiele der späteren Zeit entstanden unter ausländischem Einfluß. Während dieser ganzen Periode aber war das Volk selbst, das Volk in Dörfern und Städten, Publikum und Mime zugleich. Die künstlerisch-dramatische Bedeutung war wohl gering, aber die Verbreitung der Spiele über das ganze Land schuf eine Tradition, die zuerst unterbrochen wurde, als gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Wandertruppen der Berufsschauspieler mehr und mehr das Feld eroberten, während gleichzeitig der Puritanismus zuerst die Stücke katholischer Tendenz und dann das Theater schlechthin zu bekämpfen begann. Die tragikomische Idee, die zuerst durch die kirchlichen Spiele nach England gekommen zu sein scheint, beherrscht das englische Theater bis heute und bis in die neueste Zeit steckt im englischen Publikum das damals erweckte Bedürfnis, in irgendeiner Form, durch Scherze aller Art in die Handlung einbezogen zu werden, was beispielsweise in Music Halls bis vor nicht allzulanger Zeit ausgiebig geschah und teilweise noch geschieht. Die importierten heiligen Stücke hielten sich durchaus im Milieu der damaligen Zeit und der Zeitereignisse und dies war entscheidend für die feste Verknüpfung von Bühnenkunst und Volksleben.

Die so geschaffene Tradition sorgte dafür, daß das Spiel

auch in den neuen Formen, die sich mit der Errichtung von Theatern und eines Schauspielerberufs einstellten, ein Volksspiel, ein populäres Spiel verblieb. In dieser Atmosphäre lebte und schuf Shakespeare, der Schauspieler, der Dramatiker. In jener Zeit entstanden aus dem vulgären proletarischen Leben heraus die großartigsten englischen Kunstwerke aller Zeiten, sie wurden zugleich in der Sphäre des Plebs und in der reicheren Lebensfülle des Rittertums geboren, aber sie stiegen unendlich darüber hinaus. Eine dramatische Welle ohnegleichen in der neueren Geschichte überschwemmte damals das Land. Shakespeare war nur einer, wenn auch der größte, unter Hunderten. Jeder Engländer, der etwas auf sich hielt, schrieb Schauspiele oder wenigstens Gedichte. „Die damaligen Engländer,“ sagt Georg Brandes, „waren geborene Dramatiker, wie die Griechen geborene Bildhauer und die bedauernswerten Menschen der Gegenwart geborene Journalisten sind“. Das Leben zu jener Zeit war voller Eruptivkraft und Dramatik, erfüllt mit Lebensgenuß, mit Gewalttat und Tod, fürwahr ein Leben, dessen natürlicher künstlerischer Ausdruck das Drama war. Shakespeare gestaltete dies Leben zur Kunst, aber er zeigte dem gemeinen Volk die elementaren Dinge des Alltags und vermischte die Tragik mit der derben Ungeniertheit jener Zeit. Doch es waren nicht die derb-komischen Szenen allein, ja, es war auch nicht nur die Wildheit der dramatischen Handlung, was dem Volk gefiel, sondern England war an einer Stelle erfaßt, wo es zu fassen war, wo es noch heute zu fassen ist und allezeit zu fassen sein wird: an seinem Instinkt für das dramatische Spiel, für die Widerspiegelung des Lebens in dramatischer Form. Es gab nur eine einzige, kurze Periode, wo das Theater seine Popularität wieder verlor, und dies waren bezeichnenderweise die letzten

Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts, wo das Theater ganz zum Spielball des dekadenten Rittertums, der Courtiers und der Parvenüs, die sie umschmeichelten, geworden war. Dann begann das aufsteigende Bürgertum sich das Theater zurückzuerobern. Im neunzehnten Jahrhundert bevorzugte der Geschmack das Melodrama und das Musical Drama, doch blieb daneben die Shakespearesche Tradition bewahrt. Covent Garden, Drury Lane und andere, deren Namen noch guten Klang haben, waren der Mittelpunkt. „The play of ideas,“ Ibsen und Shaw und die Verwandten brachten der englischen Bühne neue kräftige Nahrung. Aber es geschah in dieser Zeit, daß das klassische Repertoire-Theater verfiel und die Kommerzialisierung des Theaters zur Verwandlung der dramatischen Bühnen in Musical-Playhouses, in Varietés oder auch in Kinos führte, womit die Krisis begann, in der sich England heute noch befindet. Es war ursprünglich wohl in erster Linie eine finanzielle Krisis, nicht so sehr ein Versagen des Geschmacks. Aber ein neues Publikum begann die Sitze einzunehmen: die Großstadtmenschen von gestern und heute — man schrieb und spielte für sie Theaterstücke in der Art, wie Northcliffe ihnen Zeitungen schrieb und druckte.

Der Schaden, der hierbei angerichtet wurde, beginnt einigermaßen ausgeglichen zu werden durch die Wiederbelebung der Spielfreude des Volkes selbst, deren Zeuge wir heute sind. Die Theater der Berufsspieler haben als nationale Institution, als Pfleger jener alten und kostbaren Tradition zum großen Teil versagt. Die Einheit zwischen Bühne und Leben, die in früheren Jahrhunderten entstanden war, — wenngleich sie auch nur ein einzigesmal und nur für relativ kurze Zeit zu einer wahrhaft schöpferischen Epoche führte — ging verloren. Die Musical Comedy unserer Tage, die

zumeist aus Amerika stammt, entspricht heute freilich dem Geschmack eines großen Teils des Großstadtpublikums, und je mehr man ihm suggeriert, daß es nach dieser Art von Kunst verlange, desto mehr wird es ihr Beifall spenden. Aber die Erfahrung in England hat bewiesen, daß das Volk für wahre und ernste dramatische Kunst durchaus empfänglich geblieben ist und daß die große Tradition trotz allen Schwankungen und trotz aller Verführung durch die kommerziellen Theater im Volke fortlebt. Der Geschmack und der natürliche künstlerische Sinn des Volkes ist jedenfalls besser als der, den die Manager der kommerziellen Bühnen mit freundlicher Hilfe der Presse dem Publikum aufdrängen. Der künstlerische Schwerpunkt der englischen Bühne liegt darum heute nicht mehr bei dem Durchschnitt der Berufstheater, sondern bei einer kleinen tapferen Gruppe dieser Berufstheater und bei der erstaunlich großen Zahl von privaten Theatergesellschaften, die, sei es als Berufstheater ohne Gewinnabsicht, sei es in der Form der Amateurtheater, in allen Teilen des Landes eine nur wenig bekannte, aber darum um so kostbarere kulturelle Arbeit leisten. Was die Mehrheit der Londoner Bühnen, auch die mit historischen Namen, bietet, ist zumeist internationale Banalität, Abschaum, Zerfallerscheinung — ein parfümiertes Gemisch von Tanz, Gesang und Komödie, nur erträglich durch die Virtuosität der Darbietung. Unterhaltung, flaches Spiel, aber keine Kunst. Der Kassenerfolg ist das einzige Ziel. Das andere aber ist ein Stück vom guten alten England, — wiedergefunden, wiedergewonnen.

DIE REVOLTE DER AMATEURE

Liest man den Londoner Theateranzeiger, so findet man unter rund drei Dutzend Theatern jeweils kaum drei, die etwas anderes bieten als „the biggest genuine thrill in London“, oder „a delight“ oder eine mondäne Trivialität „to amuse London“. Die Versuche zur Schaffung einer nationalen, englisch gesungenen Oper sind nicht sehr ermunternd und in Covent Garden triumphiert das Ausland. Die typische kommerzielle Londoner Bühne widmet sich nur gelegentlich der ernstesten dramatischen Kunst und sie scheint mehr die Erfüllung einer Anstandspflicht darin zu sehen, wenn sie zuweilen außer Shaw und Galsworthy auch Shakespeare zu Wort kommen läßt. Wenn dies geschieht, so ist es zumeist ein voller künstlerischer Erfolg, denn die Londoner Gewohnheit, jeweils eine Truppe für den besonderen und einmaligen Zweck zusammenzustellen, gestattet eine sehr sorgfältige Auslese. Sybil Thorndyke oder H. H. Ainley finden sich immer bereit, solche Aufgaben zu übernehmen. Aber es ist nun einmal nicht der West End-Geschmack. Dagegen experimentiert man dauernd an der Peripherie der Stadt — wo die Pachtpreise erträglich sind — und oft ist es schon gelungen, etwa aus Barnes, wo Kommissariewsky vortrefflich stilechte russische Dramen inszenierte, Stücke ins West End herüberzunehmen, wo sie allein Aussicht hätten, einen großen Kassenerfolg zu bringen. Auch im West End selbst wird experimentiert und zu diesem Zweck gibt es mehrere dramatische Vereinigungen, zu denen neuerdings die Forum Theatre Guild hinzukam, die das Royalty Theatre gepachtet hat, um durch Berufskünstler literarisch wertvolle Neuerscheinungen zu produzieren. Es gibt auch ausgesprochene Experimentier-

bühnen, wie das kürzlich geschlossene Gate Theatre, das sich große literarische Verdienste erwarb. Aber all dies spielt sich in einem relativ engen Kreis ab und es wird lange dauern, bevor der Typus des West End-Theaters dadurch wesentlich beeinflusst werden kann. Die Art von Menschen, die dorthin laufen, ist schwer künstlerisch zu lenken. Das Everyman Theatre in Hampstead, dessen künstlerische Arbeit ebenfalls hochsteht, ist auch nicht eigentlich populär. In diesem anspruchslosen, ja dürftigen Bau, mit einer billigen Bühne und noch billigerer Ausstattung, versammelt sich ein Publikum, das viel typischer für das intellektuelle Interesse eines kleinen Kreises als für den dramatischen Instinkt des englischen Volkes ist. „The Old Vic“ ist darum tatsächlich eine einzigartige Londoner Schöpfung, denn es ist das einzige Theater dieser Weltstadt, wo Werke von hohem künstlerischem Wert andauernd und im festen Zyklus eines Repertoires von einer fest angestellten Truppe aufgeführt werden, — und zwar vor einem Publikum, das die rund 1700 Plätze des Saales mit desto größerer Freude füllt, je hochwertiger die Kost ist. Daß dieses Volkstheater auf dem südlichen Ufer der Themse, in einem proletarischen Bezirk und nicht im West End Londons steht, erschließt uns die ganze Wahrheit: im Osten und Süden Londons, in den mittleren und unteren Schichten des Volkes steckt heute ein stärkeres dramatisches und instinktiv-künstlerisches Verlangen als im Piccadilly-Viertel, wo die Snobs, die Dekadenten, blasierten Reichen und zahlungsfähig gewordenen Cityangestellten neben den schaulustigen Provinzlern und Ausländern den Ton angeben. The Old Vic hat durch Beharrlichkeit, gute Leistung und billige Preise etwas erreicht, was kein anderes Londoner Theater der Neuzeit erreicht hat, nämlich sich in jenem sehr

armen Bezirk ein Stammpublikum zu sichern, das eine wirkliche und dauernde Zuneigung zu seiner Leitung und zu seinen künstlerischen Zielen hat, sei es die Pflege der Oper, sei es die Shakespearesche Tradition. Die Oper, am liebsten Mozart, Verdi oder Wagner, die mit dem Schauspiel abwechselt, zieht am stärksten, aber Shakespeare, der erst 1914 hinzukam, erreicht heute dieselbe Wirkung. Als Hamlet zuerst im Old Vic aufgeführt wurde, brachte der Abend fünf Pfund ein; heute, nach wenig über zehn Jahren, ist eine Hamlet-Aufführung im Old Vic zumeist ausverkauft. Die Direktion sieht dabei darauf, daß die Kreise, um derentwillen die Arbeit begonnen wurde und die zu solchen Freunden des Old Vic geworden sind: Arbeiter, Handwerker, Ladenangestellte, das erste Anrecht auf das Theater behalten; sie wünscht gar nicht, daß die Wohlhabenden herüberkommen. Der Galerie-stehplatz kostet etwa vierzig Pfennig und die meisten Sitze halten sich trotz der Erhöhung im Kriege bei zwei Mark oder darunter. Dies Ergebnis ist heute in London nur möglich, wenn das Ziel des Theaters nicht der Profit, sondern die Kunstleistung an sich ist und wenn das Theater nicht durch die Piccadilly-Pachtpreise belastet ist.

Von dem kapitalistischen Fluch, der das englische Berufstheater so tief herabgedrückt hat, haben sich in London außer dem Old Vic nur wenige freizuhalten vermocht, darunter an erster Stelle die Lena Ashwell Players, die Arts League of Service sowie — außerhalb Londons — eine Reihe von Provinztheatern. Die Lena Ashwell Players, die aus einer Spielgesellschaft hervorgingen, welche im Kriege die Front bereiste, nahmen sich das kleine dürftige Century Theatre in Notting Hill (London) und bereisten zugleich zahlreiche andere Vorstädte. Sie spielten in einem ihrer ersten Jahre 88 ver-

schiedene Stücke, darunter Shakespeare, Shaw, Sheridan, Galsworthy, und hatten innerhalb eines halben Jahres weit über hunderttausend Zuschauer. Die Arts League of Service ist eine Vereinigung von Berufsspielern, die nach der gleichen Idee mit ihrem ausgedehnten Repertoire die Provinz bereisen, Städte und Dörfer. Sie begann ihr Werk nach dem Kriege und binnen sechs Jahren hatte diese Reisegesellschaft gegen 600 Plätze in allen Teilen des Landes besucht.

Die Provinz ist die eigentliche Stätte der neuen englischen Theaterkultur und Yorkshire ist darin führend. Die kommerziellen Theater, die London beherrschen, verlieren dort allmählich an Bedeutung. Zugleich tritt der Typus des Berufstheaters mehr in den Hintergrund und zwar — dies ist das Wesentliche — zum Vorteil des Standards im Charakter der Spiele. Die Londoner kommerziellen Unternehmungen grasen freilich noch immer die Weide der Provinz ab; alle Londoner Schlager trifft man in den größeren Provinzstädten wieder, nachdem die Laufzeit der Stücke in der Hauptstadt zu Ende ist. Aber man hat verschiedentlich mit sehr gutem Erfolg den Kommerzialisismus und seine öden Darbietungen dadurch zu überwinden verstanden, daß eine Vereinigung von Theaterfreunden (eine Play Goers Society) die kaufmännische und künstlerische Regie übernommen hat und dabei auf Gewinn verzichtet. Auf solche Weise wird erreicht, daß jede geschäftliche Spekulation bei der Auswahl der Stücke unterbleibt, während alle Vorteile der berufsmäßigen Schauspielkunst erhalten bleiben. Diese Erscheinung ist nichts anderes als ein Protest gegen das kommerzielle Theater und ein Akt der Selbsthilfe. Der weitere Schritt, der zu der mächtigen Entfaltung der Drama-Bewegung im ganzen Lande führte, ergab sich dann aus praktischen und besonders finanziellen Gründen:



BERGARBEITER AM STREIKTAG

das Publikum wurde sein eigener Schauspieler. Die hervorragendsten Beispiele der gemischten Art, wo eine Play Goers Society den Theaterbetrieb in eigene Regie nimmt und sich dafür Berufskünstler anstellt, sind das Birmingham Repertory Theatre, das Leeds Art Theatre, das Liverpool Playhouse. Das erste Theater dieser Art entstand in Manchester: man wollte endlich wieder Stücke sehen, die einen vernünftigen Menschen interessieren, aber nicht immer diese blöden „London thriller“. Hier rebellierte also der gesunde Instinkt. Die Revolte der Natur gegen die geistige Vergewaltigung machte die Bahn frei für eine große Volksbewegung. Von Fachkennern wird behauptet, daß beispielsweise in Lancashire schon heute nicht weniger als fünfundsiebzig Prozent der besten Aufführungen Amateuraufführungen sind.

Innerhalb weniger Jahre wurden hier und dort im ganzen Lande und selbst in kleinen Dörfern Spielgemeinden gegründet. Das geschah ganz spontan. Man hörte davon und man war sofort entflammt. Das meiste geschah in den knapp zehn Jahren nach dem Krieg und die Zahl der Gesellschaften geht schon in die Tausende. Eine ganze Reihe davon, nämlich sehr viele von den über dreihundert in London, muß man von vornherein als fast wertlos abstreichen, denn unglücklicherweise haben sich auch die Society und ihre grauenhaften Nachläufer der Sache bemächtigt. Sie gefallen sich darin, die West End-Schlager im eigenen Hause zu probieren und sich in kleidsame Kostüme zu stecken. Die neue Bewegung hat also auch bereits ihren Snobismus, aber das behindert sie wenig. Sie hat schon weite Schichten des Volkes erfaßt und in allererster Linie die unteren Schichten; dort wirkt sie am meisten überzeugend. Auch in bezug auf Amateurtheater ist die Provinz der Hauptstadt London

weit überlegen. In den Londoner Suburbs, wo die Operatic und Dramatic Societies besonders stark entwickelt sind, trifft man gute und geschmackvolle Leistungen an, aber in vielen Fällen scheint hier das Vergnügen an der Kunstleistung selbst nicht so stark zu sein wie das Bedürfnis nach Unterhaltung und sozialer Vergnügung, während das Spiel in der Provinz in viel höherem Grad um seiner selbst willen gepflegt wird. Dies ist jedenfalls auch der Eindruck, den die berufensten Kenner dieser Dinge in einem höchst lehrreichen Bericht des Erziehungsamts als das Wesentliche feststellen. In Lancashire oder Yorkshire ist sicherlich der Kreis des Publikums, das durch die Stücke angezogen wird, ungleich weiter. In den nördlichen Provinzen sind es vielfach gerade dieselben Menschen, die zu Tausenden zu den Fußballspielen zusammenströmen und die zugleich auch Hauptträger der Amateur-Theater-Bewegung sind. Die Industriearbeiter des Nordens sind häufig die Schauspieler und Organisatoren bei diesen Volksbühnen. Huddersfield ist der Name einer kleinen und häßlichen Industriestadt. Der Name ist dem deutschen Sportsmann allenfalls dadurch bekannt, daß eine der besten englischen Fußballmannschaften dorthier stammt. Wer aber hätte jemals von den Huddersfield Thespians gehört? Das ist eine von diesen jungen Spielgesellschaften, deren Ziel das Studium der dramatischen Literatur und die Aufführung von Werken ist, die auf andere Weise in dem Städtchen niemals zu sehen wären. Die Vereinigung besteht aus über 200 aktiven Mitgliedern, die allen Schichten angehören: Aerzten, Lehrern, Beamten, Kaufleuten und sehr vielen Handarbeitern. Sie tun alles: sie lesen die Stücke, wählen sie aus und inszenieren sie; sie errichten die Bühne mit ihren eigenen Händen, versehen sie mit allen technischen Details,

entwerfen und schneiden die Kostüme und Perücken und stellen sich selbst mit viel Geschick auf die Bühne. Sie tun dies nach einem vollen, schweren Arbeitstag. Nicht fern von Huddersfield ist Leeds, die Textilstadt. Ein wenig Menschenkenntnis und Einsicht eines Pfarrers und eines Fabrikanten genügten, um dort eine große Amateurgesellschaft von Arbeitern ins Leben zu rufen, die nach dem Kriege im Leeds Industrial Theatre eine der eigentümlichsten Schöpfungen zustande brachte. Arbeiter aus zahlreichen Fabriken wirkten dabei mit. Manche konnten nur mit Schwierigkeiten lesen, aber sie waren mit Feuereifer bei der dramatischen Arbeit. Sie gaben Ibsen, Maeterlinck, Strindberg, Shaw und natürlich Shakespeare. Das Unternehmen ist der schlechten Wirtschaftslage zum Opfer gefallen, aber offenbar spielte auch mit, daß die Arbeiterspieler in ihrem Eifer den Geschmack des Arbeiterpublikums etwas überschätzten. Das 1925 gegründete Leeds Civic Theatre sucht, ebenfalls in der Form eines Amateurunternehmens, die Fäden wieder aufzunehmen. Im Bradford Industrial Theatre, in dem die Amateurgesellschaften zahlreicher Fabrikbetriebe unter einem gemeinschaftlichen sachverständigen Bühnenleiter zusammenwirken, wurde das Beispiel von Leeds nachgeahmt, doch in diesem Falle nicht spontan durch die Arbeiterschaft, sondern durch die Anregung des Stadtrats, der eine Halle dafür zur Verfügung stellte und sonstige Hilfe leistete. Im Maddermarket Theatre in Norwich hat sich eine rührige junge Amateurgesellschaft ein dauerndes eigenes Heim gesichert — im Gegensatz zu der üblichen Art, sich eine Halle zu mieten oder im Sommer im Freien zu spielen — und gibt auf ihrer streng im Elisabethanischen Stil hergerichteten Bühne ein regelmäßiges Programm, das so eingebürgert ist, daß sich

ein nach vielen Hunderten von Köpfen zählendes Stamm-
publikum gebildet hat, das keine Neuaufführung versäumt.
Hier ist das Ideal des „Little Theatre“ erfüllt. Denselben
Vorteil eines permanenten Heims genießen Einrichtungen wie
das Citizen House in Bath und eine Reihe von Settlements.
Dieses Citizen House, das 1913 begründet wurde, bietet nach
der Idee der Settlements den unteren Klassen ein soziales
Zentrum und eine Lehrstätte aller Art für junge Leute. Ein
richtiges Miniaturtheater mit allen nötigen Ausstattungen,
das 250 Sitze enthält, wurde eingebaut. Das Spiel bildet in
diesem wie in ähnlichen Fällen einen planmäßigen Teil in
dem großzügigen Wohlfahrtswerk, das man — etwas irre-
führend — Adult Education nennt. Dieses von einer Gruppe
von Frauen ins Leben gerufene Institut ist ein denkbar voll-
kommenes — fast zu vollkommenes — Spielhaus im um-
fassendsten Sinn des Wortes und eine unvergleichliche Bil-
dungsstätte sozialen Geistes.

Diese Beispiele sollen nur einige markante Stellen an dem
ganzen Gerippe der Play-Organisation zeigen, die sich im
letzten Jahrzehnt in England gebildet hat und die seit kurzem
in großen Verbänden, wie vor allem in der British Drama
League und der Village Drama Society, zusammengefaßt ist,
ohne natürlich dadurch irgendwie in ihrer Selbständigkeit und
Individualität beeinträchtigt zu sein. Die einzelnen sollen nur
Unterstützung und Rat finden, wenn sie ihn brauchen. Die
British Drama League verfügt über eine wertvolle Fach-
bibliothek und gibt die Monatsschrift „Drama“ heraus, die
über die ganze Bewegung berichtet. Das Wesentliche ist
aber die Bildung jener zahllosen Kristallisationspunkte in allen
Teilen des Landes; sie sind kleine und kleinste soziale
Zentren, durch deren eigenen Instinkt die dramatische Kunst

und der künstlerische Sinn belebt wird. Eine der besten dramatischen Leistungen soll in Lancashire die Aufführung des „Everyman“ durch die Amateurtruppe eines kleinen Bergarbeiterdorfes gewesen sein. Schule und Erziehung bemächtigen sich natürlich dieses Triebes und die Ausbreitung der dramatischen Bewegung unter den Schulen aller Art, den sportbesessensten der Public Schools ebenso wie der Settlement Schools und der technischen Fortbildungsschulen, gehört zu den Erscheinungen, die unsere Beachtung am meisten verdienen. Die dramatische Kunst mit allen ihren Zusammenhängen wie überhaupt das gesamte Gebiet der Playing Attitude nimmt in der englischen Erziehung einen sehr rasch anwachsenden Raum ein. Man nähert sich dabei der dramatischen Kunst nicht von ihrer literarischen und nicht von ihrer feingeistigen Seite, sondern rein vom Menschlichen, vom Natürlichen, vom Instinktmäßigen her, und es wird bedauert, daß die Universitäten allzusehr mit der philologischen und literarischen Seite befaßt sind, was den Kreis der Interessenten notwendigerweise beschränkt, doch haben sich, außerhalb des Lehrplans der Universitäten, dramatische Studentenvereinigungen gebildet, die an die Idee der Wiederverschmelzung der dramatischen Kunst mit dem Leben der Nation im selben Geist herantreten, wie diese gesamte Bewegung es tut, von der die Rede ist.

EURIPIDES IN DER VILLAGE

Nirgendwo hat die neue Bewegung solchen Eifer erweckt wie in einigen Hundert von englischen Villages. Dort war die Not am größten, der Hunger am stärksten. In England gibt es

keine Bauern und keine Bauernkultur in unserem Sinn. Es gibt Landarbeiter und Farmer, Pächter oder kleine Grundeigentümer. Das landwirtschaftliche System Englands ist im Umbau begriffen, aber auch dabei wird es keine Bauern und keine Bauernkultur geben. Die Pächter, die Tennants, deren Familien durch Generationen als Hintersassen der großen Grundherren auf den Gütern lebten, waren die Träger der ländlichen Tradition mit ihren uralten Sitten, Festen und Liedern, wie sich ähnlich in den Fischerhütten der Küstendörfer und den Spinnstuben des Hochlandes die kulturellen Schätze durch die Jahrhunderte bewahrten. Ganz anders sind die zahlreichen Arbeiterdörfer der Industriebezirke, vor allem die Miners Villages, die nicht älter sind als die Gruben, um derentwillen sie entstanden, und die oft genug mit aller Scheußlichkeit proletarischer Suburbs versehen sind, während sie nie den bezaubernden Reiz der Country Village und darum auch nie die einschläfernde Ruhe und Genügsamkeit jener ländlichen Idylle haben, die in ein Meer von Blüten und unter uralten Bäumen vergraben zu sein scheint. Die Industriedörfer lechzen nach Leben, aber die Zeit ist auch dahin, wo jene Country Village im Dornröschenschlaf lag. Diese Dinge lassen sich unmöglich verallgemeinern und man kann bis heute schwerlich von mehr als von ganz vagen Tendenzen sprechen, aber die Elementarerziehung der jüngsten Generationen, die nur Bedürfnisse weckt, ohne die Entwicklungskraft zu befriedigen, und die Aufhebung jeglicher Distanz durch Motorrad, Auto, Radio und Zeitung haben den geruhsamen Traum auch jener stilleren Country Villages gestört. Wo ist heute „Country“? Ein paar Meilen außerhalb Londons stehen noch Häuser und Dörfer, die uns um Jahrhunderte zurückzusetzen scheinen, aber dieser Schein

trägt: nur die Architektur, nur das äußere Bild ist alt. Und das gleiche mag uns tausend Meilen fern von der Hauptstadt begegnen: wir glauben geheiligste Tradition zu sehen, aber in jedem Augenblick kann ein Mann aus dem Haus treten, mit Pfeife, Mütze und Oxfordhosen, ein Mann, der im Begriff ist, ins Auto zu steigen, während aus dem Zauberhaus mit dem bemoosten Strohdach heimatliche Klänge erschallen: der Zauberer sitzt im Senderaum der British Broadcasting Company.

Die Country Village ist heute zumeist nichts anderes als ein Gemisch von Tradition und von modernsten Zweifeln und Wünschen. So wie der Arbeiter durch seine Bildung oft aufhört, sein Handwerk zu lieben, ohne befähigt zu sein, in den geistigen Wettkampf zu treten, so ist der Dorfbewohner heute vielfach entwurzelt, ohne zu wissen, wo die durstenden Fasern neue Nahrung finden könnten. Er erprobt die Stadt und die großstädtische „Kultur“, die im dürftigen Rahmen der Provinz nur um so krasser wirkt. Viele scheint dies zu befriedigen, wenigstens zu beschäftigen; auch ist er lustig, dieser städtische Karneval. Andere erfaßt ein Widerwille, — Country ist Natur, sie selbst sind natürliche Menschen; wie könnte es anders sein, als daß sie abgestoßen werden? Diese Art Menschen sind es nun, Menschen der verschiedensten Berufe und Klassen der Landstädte und Dörfer und besonders der Arbeiterdörfer, die von der neuen Bewegung erfaßt werden. Hier spüren sie Natur, hier bietet sich ihnen Kunst in einer Form, die sie verstehen, die sie als natürlich, ihrem Geiste und ihrem Stil angepaßt empfinden: unpräntiöses populäres Schauspiel. Wandernde Trupps und zusammenfassende Organisationen wie die Village Drama Society, die nach ganz kurzer Zeit 150 Zweigverbände hatte

und mit Tausenden von Dörfern in Verbindung kam, trugen die Idee durchs Land. Die große Presse kümmerte sich wenig darum, und das war vielleicht ein Segen.

Es war oft nichts anderes nötig als ein spielbegeisterter Mann oder eine enthusiastische Frau, um eine Dorf-Spielgemeinde ins Leben zu rufen, und diese versorgt die ganze Nachbarschaft mit ihren Spielen. Das bleibt oft im allerprimitivsten Rahmen, oft aber — in Plätzen, wo die Verhältnisse besonders glücklich sind oder wo Künstler in der Nähe wohnen, die bereit sind mitzuhelfen — erreicht das Dorftheater ein sehr hohes Niveau und die Pflege nationaler und lokaler Eigenart und Kunst erhält durch sie eine Förderung, die auf keine andere Weise wirksamer geschehen könnte. Die Lokalgeschichte scheint in keiner dieser Dorfgemeinden vernachlässigt zu werden. Viele widmen sich daneben den bekannten dramatischen Werken, andere, die noch mehr in den Anfangsgründen stecken — die Bewegung hat erst in allerneuester Zeit auf Kleinstädte und Dörfer übergegriffen —, beschränken sich zunächst auf die Wiedergabe historischer Szenen und veranstalten Umzüge, Pageants, die in England wieder so beliebt sind und die als Werbemittel und, da gesammelt wird, zum Teil auch als Geldquelle nützliche Dienste leisten. Eines der interessantesten Beispiele liefert die kleine Stadt Castleford im Kohlengebiet Yorkshires, in der ein enthusiastischer Schullehrer mit seinen Freunden während des Bergarbeiterstreiks von 1921 eine Reihe historischer Pageants ins Leben rief, bei denen neben Hunderten von streikenden Bergarbeitern und ihren Frauen sogar der Konservative Klub des Städtchens mitwirkte. Der Erfolg war so groß, daß die Pageant in umliegenden Orten wiederholt werden mußte und seitdem hat das Pageant Play und das Community Drama so

an Boden gewonnen, daß es nun eine dauernde Institution geworden ist. Im großen Streik von 1926 hat sich das abermals bewährt. Dieses eine kleine Samenkorn hat Früchte in ganz Yorkshire hervorgebracht. Mr. Dawes, der Leiter der Castleford Pageant, gibt ein Rezept, wie es zu machen sei: „Verschafft euch ein paar Leute, die sowieso schon über Merrie England reden, ein paar Schulmeister, ein paar Pfarrer, einen Haufen Kinder und einen verrückten Kerl, der bereit ist, Sekretär zu werden, — das ist ein guter Anfang. Dann heißt es jede Gelegenheit ausnützen, um ein wenig Geld für Wohltätigkeit zusammenzubringen, und dann geht's an die Bildung eines Komitees. Dabei dürft ihr die Adult Schools nicht vergessen, auch nicht die Rotary Clubs, Kirchen oder Kapellen oder sonst jemand von dieser Art. Und damit ist's gemacht.“ Dies ist dann die Keimzelle zu einem späteren Community Theatre.

In einem anderen Ort, in Shoreham, ging man einen anderen Weg: als eine neue Public Hall im Dorf gebaut wurde, fanden sich ein paar interessierte Menschen, die auf den Gedanken kamen, in ihr auch eine Village Dramatic Society zu etablieren. Sie hatten das Glück, Lord Dunsany, den Schriftsteller, dafür zu gewinnen, und die Shoreham Village Players, deren Schauspieler zumeist Kaufleute und Arbeiter des Ortes sind, gehörten binnen kurzer Zeit zu den eifrigsten und ernsthaftesten Amateurspielern. Wieder in eine andere Kategorie gehören die Hardy Players in Dorchester, die — schon vor bald zwanzig Jahren — begonnen haben, die dramatisierten Wessex-Novellen Thomas Hardys aufzuführen, und die heute das hervorragendste Beispiel für den Teil der Spielbewegung sind, der sich mit größtem Erfolg der Pflege der kulturgeschichtlichen Vergangenheit ihrer Landschaft widmet. Die

Glastonbury Festivals wiederum sind führend unter denen, die alte Volksweisen, frühenglische Miracle Plays und Elisabethanische Madrigale im Rahmen ihrer musikalischen und dramatischen Festspiele zur Aufführung bringen.

Während die Verknüpfung der dramatischen Kunst mit der Pflege völkischer Eigenart vielleicht den Eindruck erwecken könnte, als liege der Schwerpunkt der Bewegung bei der Belebung patriotischer und lokalpatriotischer Gefühle, was in vielen Fällen zutreffen mag, und während man sich denken könnte, daß die Shakespearebegeisterung bei vielen Leuten weniger groß wäre, wenn Shakespeare nicht aus einem englischen Dorf stammte, fallen Einwendungen solcher Art weg, wenn man erfährt, welch große Bedeutung der Aufführung griechischer Tragödien auf mehreren Amateurbühnen zukommt. Am meisten hat sich in dieser Beziehung West Hoathly, ein Dorf in Sussex, hervorgetan. Die Stoneland Players führen dort seit Jahren Werke wie Hippolytos, wie die Iphigenie, Oedipus und dergleichen mit großem Erfolg auf. Die von Mrs. King und ihrer Familie einstudierten Stücke werden in einer Scheune gespielt, die ebenso originell wie geschmackvoll dafür hergerichtet ist. Zuerst sollten nur die Besucher eines University Extension Course an den Aufführungen teilnehmen, aber die Unternehmung erwies sich als so zugkräftig, daß die Spiele zu einem Bestandteil des Lebens dieser ganzen Dorfgemeinde wurden. Etwa siebenzig der Einwohner — von drei bis zu 74 Jahren — kommen auf die Bühne und die zahlreichen Vorstellungen, die jedes Jahr gegeben werden, locken jeweils mindestens dreihundert Zuschauer herbei. Die Vorbereitung erfüllt die Dorfbewohner auf Monate hinaus mit dramatischer Begeisterung, die selbst im Sommer, wo Knaben und Männer in ihrer freien Zeit

Kricket spielen und den Garten pflegen müssen, nicht nachläßt. Im Winter, in der dramatischen Hochsaison des Dorfes, werden außer den Griechen auch Shakespeare und die Modernen studiert.

Niemand wird glauben, daß heutzutage in einem englischen Durchschnittsdorf das griechische Trauerspiel vor einem modernen Musical Play den Vorzug haben wird, wenn beide zur Auswahl stehen; daß es aber überhaupt als eine regelmäßige Institution im Leben englischer Dörfer existieren und daß es in unseren Tagen mit den modernsten Schlagern überhaupt wieder ernstlich konkurrieren kann, das zu wissen, scheint mir immerhin der Mühe wert. Die Erfahrung derer, die diese Dinge studieren, geht sogar dahin, daß die Dorfbewohner die griechischen Tragödien, die ihnen in der vortrefflichen Uebersetzung Gilbert Murrays geboten werden, sehr oft leichter verständlich und leichter genießbar finden als selbst die Shakespeareschen Spiele. Das ewig Menschliche der antiken Stücke, das Elementare des Schicksals, das sie offenbaren, und ihr magischer Rhythmus scheinen in England gerade auch bei Menschen anzuklingen, die mit der attischen Kultur der Public Schools nichts zu tun haben. Das soll gewiß nicht heißen, daß man nur eine griechische Tragödie in einem Arbeiterdorf aufzuführen braucht, um einen Kassenerfolg zu erzielen. Was in dem einen Dorf gelingt, mag im anderen fehlschlagen. Aber dies eine ist ganz klar erwiesen: es bedarf keiner derben Späße, keines Varietéhumors, keiner Falstaffszenen und noch weniger der Großstadtfrivolität, um Schichten des englischen Volkes tief zu ergreifen — um ihnen Kunst zum Erlebnis zu machen, um sie dramatisch aufzuwecken, — Schichten, an die der „Highbrow“ nicht zu denken pflegt, wenn er sich seiner „Geistigkeit“ rühmt. Doch was man

diesem Volk bietet, muß einfach, unkompliziert und es muß eine überwältigend große Kunst sein. Die Vorstellung, daß dumme Spässe genügen, ist ebenso falsch, wie es hoffnungslos wäre, eine nationale Kunst mit den gequälten Mitteln der modernen Bühne zu schaffen. Auch die englischen Menschen in Dörfern und Städten sind bereit, — sie bedürfen nur eines Dichters, der imstande ist, das auszudrücken, was sie fühlen. Der Durchschnitt der modernen Produktion pflegt auf das Niveau einer zahlfähigen Schicht herabzusteigen oder in einsamer Höhe zu verweilen, anstatt das auszusprechen, was die Natur dem Menschen ins Herz gelegt hat. Auch viele Engländer waren bisher geneigt, die Schuld beim Volke zu suchen.

DER SINN DER NEUEN BEWEGUNG

Wie kommen all diese Menschen in diesen gleichen Strom? Sicherlich nicht durch einen Plan, sicherlich nicht auf erkünstelte Weise. Mit ganz verschwindenden Ausnahmen ist die Bewegung, wie wir sahen, spontan entstanden. Diejenigen, die am meisten Einblick haben, sind selbst immer wieder überrascht von dem „creative hunger“, den sie im Volke antreffen. Es ist ein Hunger nach künstlerischer, schöpferischer Betätigung. Der Spieltrieb, der für viele Jahrzehnte fast nur auf dem Gebiet des Sportes in England zu wirken schien, die Playing Attitude des Engländers hat nach einer Periode kultureller Einöde wieder ein Betätigungsfeld gefunden, das der englischen Natur in hohem Grad entspricht. Das Gefühl für Romantik und Tradition findet hier volle Befriedigung, die Freude an Verkleidung, an Pose, an Mimik, an Rhythmus in Bewegung und Sprache, das Vergnügen an

allem Technischen: an der Errichtung der Bühne und an der Fertigung der Ausstattung, der künstlerische Geschmack, der literarische Stolz der Nachkommen Shakespeares, — kurz all die vielartigen Regungen und Anregungen, die mit dem Bühnenspiel und vor allem mit der Vorbereitung dazu verbunden sind, geben den Menschen, denen die dramatische Tradition im Blute steckt, unendliche Befriedigung. Dies alles bricht mit der Stärke einer natürlichen Reaktion auf die Leere der überlieferten Kultur und auf die öden Kunstleistungen aus, die wir als Folge der Kommerzialisierung der Kunst in Kauf nehmen mußten. Wenn aber die Kleinstadt oder das englische Dorf dabei geradezu eine führende Rolle ergreift, so ist das wiederum ein Symptom für die Umgestaltung des englischen Lebens, dessen wir Zeuge sind. Die Segnungen der modernen Zivilisation haben — durch Kino, Radio und Zeitung — die Bevölkerung der Landbezirke gerade in dem Augenblick erreicht, wo die puritanische Decke, die über den Dörfern lag, rücksichtslos zu Boden geworfen wird. Nach kurzem Besinnen stößt zum mindesten ein nicht belangloser Teil des Volkes die Früchte der Kultur, die ihm von geschäftstüchtigen Managern gereicht werden, von sich und strebt nach eigener, besserer Leistung. Gleichwohl, es ist mehr ein dramatisches, ein künstlerisches Empfinden und Wollen als ein Können. Es versteht sich von selbst, daß der Eifer der Amateur-Schauspieler in vielen, in sehr vielen Fällen weit größer ist als die Qualität der Leistung. Es versteht sich von selbst, daß Mißverständnisse und Mißbräuche nur allzu häufig sind, aber das ist unwesentlich. Qualität ist oft nur eine Frage der Geduld und der Ausdauer, der Erziehung und des Vorbilds. Die Tendenz allein ist wichtig und die Echtheit des Empfindens. Beides ist durch die

Tatsachen erwiesen, — jeder kann sie nachprüfen, der sich die Mühe nimmt. Gespräche mit Persönlichkeiten, die dieses Gebiet zu ihrem Spezialstudium machen, eigene Beobachtung an verschiedenen Plätzen und das umfangreiche vom Board of Education gesammelte Material lassen keinen Zweifel an dem Ernst zu, der hinter dieser Bewegung steckt. Immer wieder begegnet man dem Glauben, daß hier eine natürliche Form der „selfexpression“ des Volkes gefunden sei. Doch das Drama und schlechthin die Kunst muß Natur bleiben, ein Stück unmittelbaren natürlichen Lebens, verwachsen und durchwoben mit dem Volkstümlich-Zeitgenössischen, um diesen Zweck zu erfüllen. Nach der Encyclopaedia Britannica gibt es kein „literarisches Drama“. Zur Zeit Shakespeares sicherlich zählte man das Drama nicht zur Literatur. Es war ein Stück Leben und dies ermöglichte die innige Verschmelzung von Bühne und Volk, und der Dichter erlebte die Welt zugleich „als mitleidender Mensch und als zuschauender Gott“.

Die Herstellung der richtigen Beziehung zwischen dem Drama und dem Leben des Volkes ist denn auch das Ziel der British Drama League und aller, die bestrebt sind, die neue Bewegung zu fördern. Humor und Ironie gehören zu den stärksten Bindemitteln, die der künstlerische Instinkt der Engländer hervorgebracht hat, um die Einheit von Volk und Bühne auch dort zu sichern, wo der Sinn für das Geistige in der Kunst verloren gegangen ist. Aber wie sehr auch Shakespeare das Burleske ganz bewußt gepflegt haben mag — oder die Verfasser der kirchlichen Spiele vor ihm —, um „der Million“ ein Zugeständnis zu machen, so waren ihm doch Humor und Ironie nur eine unentbehrliche Kunstform, um die Ideen, die Charaktere, die Schicksale, das wahrhaft Dramatische von

diesem feuchtfrohlichen Hintergrund — von der Gegenwart, in der er lebte — um so schärfer abzuheben. Lachen ist jedem gesunden Volke ein Bedürfnis, aber die Engländer lieben ihren Shakespeare auch um der Tränen willen. Alles was sie an Gefühl, an Sentimentalität, an Romantik, an Qual, an Spannung hinter der steifen Brust tragen, schreit nach Befreiung. In vergangenen Generationen hat die beherrschte, gekünstelte, anezogene Form des äußeren Lebens die Befreiung der Seele durch das freie Abströmen des geistigen Ueberdrucks erschwert, — um so mächtiger regt sich heute der Druck im Innern. Die Kirche mag oft die Decke, die über der Seele lag, noch mehr verhärtet haben, anstatt sie zu durchstoßen. Der Sport wiederum läßt die geistige Spannung allenfalls vergessen, aber er vermag sie nur unvollkommen zu beheben. Künstlerisches Erleben aber bedeutet nichts Geringeres als Selbstaufgabe. Ein Engländer, der sein ganzes Leben lang ein Arbeiter war, der in Yorkshire ein Arbeiter-Cottage bewohnt und mit den Schicksalen des Leeds Industrial Theatre eng verbunden war, sagt in einem geradezu klassischen Bericht über seine Erfahrungen: „Ich glaube, daß das wertvollste Ergebnis der Arbeit des Industrial Theatre darin bestand, daß es den Arbeiter-Schauspielern erlaubte, nein, daß es geradezu von ihnen forderte, ihr Schneckenhaus zu zerbrechen und aus sich herauszugehen.“ Denn wie einer der Arbeiter zu ihm sagte: „Es hat keinen Sinn zu versuchen, die Rolle eines anderen zu spielen, ohne daß man versucht zu fühlen, was er fühlt.“ Und nach einer Aufführung des „Kaufmann von Venedig“ rief einer der Arbeiter-Schauspieler aus: „Ah, ich war meilenweit von mir selbst weg heute abend, und ich fühle mich um ganze Pfunde leichter dadurch.“

„Sympathie“, Verständnis für andere, und „release“, Befreiung der Seele, das ist es, was der dramatischen Playing Attitude des Volkes so großen Wert verleiht. Nicht nur aus seinen Sorgen und Nöten soll der Mensch heraus: die Plays überwinden zugleich das Individuum zugunsten der Community, der Allgemeinheit. Das Volkstheater ist in erster Linie eine kooperative Ausdrucksform, sein Wert liegt hier — ganz ähnlich wie beim Sport — im Team Work, in der Zusammenarbeit. Man will gar keine individuelle Brillanz. Wie typisch ist das für alles englische Leben! Man will möglichst vollkommene individuelle Charaktere, aber der höchste Sinn der individuellen Freiheit Englands ist die freiwillige Selbstaufgabe, die Einordnung, kurz alles, was man „service“ nennt. In sehr vielen Amateurtheatern ist es darum Regel, daß die Namen der Schauspieler nicht genannt werden und daß die Rollen wechseln: wer heute den König spielt, mag sich morgen mit der Rolle des Dieners begnügen. Die ganze Bewegung ist eminent demokratisch im besten Sinn des Wortes. Die soziale Mischung in den einzelnen Spielgemeinden ist schon erwähnt worden. Sie muß notwendigerweise zu einer Milderung der sozialen Gegensätze und zu einem besseren gegenseitigen Verständnis führen. Die verschiedenen Industrial Theatres haben sich für das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter als heilsam und nützlich erwiesen. Es stellen sich Erscheinungen ein, die denen im sportlichen Leben und in seiner Organisation ganz parallel laufen. Wie es im Sport eine Unzahl von Klubs gibt, die den einzelnen Arbeitsgruppen — also klassenmäßig horizontal — und andere, die den Angehörigen einzelner Unternehmungen — also sozusagen vertikal — vorbehalten sind, so zeigt sich auch in der ganzen Little Theatre-Bewegung häufig eine ähnliche Tendenz zur Ab-



„HIPPOLYTOS“ IN DER DORFSCHENKE

sonderung, — aber hier wie dort ist das ganz nebensächlich, und das allein Entscheidende bleibt die Gemeinsamkeit des Interesses, die Gemeinsamkeit des Fühlens und das Bewußtsein aller, am gleichen Strang zu ziehen. Hier wie dort sehen wir dann Wettkämpfe, Spielkonkurrenzen aller Art: inländische, aber auch ausländische, besonders mit Amerika, wo die Little Theatre-Bewegung bekanntlich eine sehr große Rolle spielt. Durch diese soziale Tendenz und die Betonung des Team Work wird erst die volle Bedeutung der Bewegung erkennbar. Wiederum: dies alles ist eminent englisch, eine höchst eigenartige Mischung des Bewußten und des Unbewußten in der Gestaltung des staatlichen Zusammenlebens. Wie der englische Sport nicht reiner Selbstzweck bleibt und nicht nur reine instinktmäßige Realisierung des natürlichen Triebes, so ist für das englische Volk auch die Kunst nicht Selbstzweck, nichts, was allein an sich und durch sich Bestand und Wert hätte, sondern das sozusagen Zwecklos-Künstlerische ist mit dem realen Dasein so eng verwoben, daß es wie von selbst in den sinnvollen Rhythmus des Community-Daseins einströmt.

Der Verdacht, daß diese künstlerische Renaissance im Grunde ein Humbug, eine Massen-Snoberie und im besten Falle ein Selbstbetrug sei, liegt trotz allem, was oben über den natürlichen Spielcharakter der englischen Lebensauffassung und über den ererbten dramatischen Sinn gesagt wurde, so nahe, daß es sich empfiehlt, der Erfahrung noch etwas mehr auf den Grund zu gehen. Da zeigt sich nun, daß nicht nur im Old Vic, von dem wir sprachen, sondern ganz allgemein im ganzen Lande der Erfolg am größten war und ist, je echter und größer der künstlerische Wert der Stücke ist, die dem Volk vorgesetzt werden. Alle, die mit diesen Dingen zu tun

haben, bestätigen, daß die bloße Ankündigung in einer Kleinstadt oder in einem Dorfe, daß Shakespeare auf dem Programm steht, genügt, die Halle zu füllen. In schroffem Gegensatz zu der Methode der kommerziellen Theater können sich die Volksbühnen leisten, nicht zu dem vermeintlichen Geschmack des Volkes hinabzusteigen, sondern sie können einen hohen Standard voraussetzen. Das Publikum folgt willig nach oben, selbst in Bezirken, wie in Proletariervierteln der Großstädte, wo es einer gewissen Zeit bedarf, den Boden vorzubereiten. Wem die Ohren von Rag-times erklingen, wird erst allmählich Beethoven oder Bach zu genießen beginnen und wer an die schauerlichen Musical Comedies gewöhnt ist, wird erst ein gewisses Zutrauen zu sich selbst und zu den andern nötig haben, bevor er sich zu den Klassikern der Vergangenheit und der Gegenwart bekehrt. Hier ist eine Liste (von einer Kommission des Board of Education zusammengestellt), in der der Charakter der Stücke registriert ist, die regelmäßig im Spielplan der besseren Klasse der Amateurgesellschaften erscheinen:

1. Griechische Schauspiele,
2. Shakespearesche Stücke,
3. Sheridan,
4. Wiederausgrabung alter Stücke und Experimente in neuen dramatischen Formen, in Szenerie und Darstellung,
5. „plays of ideas“ (gemeint sind Ibsen, Shaw und ihre Richtung),
6. imaginative plays und zeitgenössische poetische Werke englischer und irischer Dramatiker,
7. Stücke, die auf die Belebung lokaler Traditionen, Sitten und Dialekte abzielen,
8. religiöse Stücke,

9. Stücke, die die Ideale und Ziele anderer Nationen erkennen lassen,
10. Stücke, die das Interesse an der nationalen und lokalen Geschichte und die Entwicklung der sozialen Bedingungen erkennen lassen.
- Hierzu kommt alles, was außerhalb des Rahmens der dramatischen Gesellschaften liegt: alle Musik, Opern, Operetten, Tänze und dergleichen, doch umfaßt das Programm oft zugleich dramatische und musikalische Gebiete.

MUSIKALISCHE HOCHKONJUNKTUR

RHYTHMUS

Das englische Leben steckt in den strikten Linien eines Taktes. Der Engländer bewegt sich nach der Vorschrift eines Metronoms durchs Leben. Wer hat den „Takt“ erfunden? Die Musikhistoriker werden es wissen. Uns anderen genügt, daß diese Einrichtung besteht. Wir folgen den Viertelschlägen des Adagios, den munteren Achteln des Rondos oder den düsteren Halben des Grave. Bald ist es Militärmusik, bald schwingt ein Staatsmann den Taktstock, bald ein Bischof, bald der Stockbroker. Tradition, Erziehung, Gesetz und Sitte schreiben uns das Taktmaß vor. Kein Volk sieht aufmerksamer auf die Bewegungen der dirigierenden Arme als das englische, kein Volk hat Kapellmeister, die das nationale Metronom sicherer in sich schlagen hören als das englische. Aber was ist Takt? Nichts anderes als ein Regulativ, das uns Musikern immer wieder gestattet, in Harmonie zu spielen. Unser nationales Orchester bedarf eines Dirigenten und nicht eines Unparteiischen, aber das Metronom ist schließlich nichts anderes als ein Ausdrucksmittel für einen kategorischen Imperativ, der immer gleich ist, sei es im Fußballmatch, sei es im staatlichen Leben, sei es sonstwo, wo Menschen zusammenwirken, zusammenspielen: haltet Takt — das ist Fair Play. Die seltsame Gebundenheit des englischen Lebens ist nur ein Mittel zur Freiheit: zur Freiheit für den a n d e r n; Freiheit, Fairness besteht nicht darin, daß es jedem Musiker gestattet wäre, sein Instrument nach eigenem Takt und eigener Melodie zu blasen. Doch Takt ist kein Selbstzweck. Gebändigt durch die paar schwarzen kleinen Taktstriche fließt der Rhythmus. Der Takt regelt den Strom der Musik wie die Wehre einen Fluß regulieren. Es ist der Strom selbst, es ist der Rhythmus,

was wir lieben. Das englische Volk hat solchen Rhythmus. Der Takt kann niemand entgehen, — man braucht nur auf den Stock des Dirigenten zu sehen —, den Rhythmus aber muß man fühlen. Daß es unmusikalische Menschen gibt, macht das Leben und Verstehen der Völker untereinander so schwer.

Was für die Nation gilt, gilt hier auch für den einzelnen, und was im nationalen Leben zu erkennen ist, läßt sich beim Engländer auch in seinem künstlerischen Empfinden feststellen. Es gibt natürlich ganz unkünstlerische, ganz auf die Realität, auf Sport oder Business konzentrierte englische Zeitgenossen, aber der Durchschnitt hat Rhythmus und Rhythmus ist eine künstlerische Qualität; Rhythmus ist eben mehr als jener Takt. Wer Sinn für diese Erscheinungen und wer den Mut hat, sich um vorgefaßte Meinungen nicht zu kümmern, wird das nach einer Weile feststellen können. Das englische Volk sieht oft viel langweiliger aus, als es ist. Ein rhythmischer Fluß durchzieht das ganze englische Leben. Es ist kein deutscher Rhythmus, kein französischer, kein italienischer, kein slawischer, — es ist englischer Rhythmus. Er mag schwächer sein als unser eigener und für den Nicht-Engländer reizloser, und es mag oft schwer sein, ihn zu erkennen, denn er liegt nicht an der Oberfläche und nicht jeder Engländer hat ihn, — aber er ist da. Man könnte mit ganz kleinen Dingen beginnen: mit der durchschnittlichen Handschrift. Eine englische Köchin hat eine flottere Schrift, energischer, klarer, schöner als die des Durchschnitts der Hausfrauen in manchen andern Ländern. Gewiß, auch die englische Schrift ist einigermaßen Standard-Ware, vielleicht wirkt sie deshalb oft unpersönlicher und ist weniger aufschlußreich für den Graphologen, aber es ist Stil, Bewegung, Linie, Rhythmus darin. Die ganze heitere Lebensform des Volkes ließe sich vielleicht

ähnlich analysieren. Doch bleiben wir in einem weniger umstreitbaren Gebiet, bleiben wir bei der künstlerischen Leistung. Sicherlich ist das Rhythmische in der poetischen und dramatischen Kunst für das englische Empfinden höchst wesentlich. Die englische Anforderung an Rhythmus in der Musik scheint augenblicklich sogar fast größer zu sein als die deutsche. Das Klangvolle, Melodiöse ist jetzt (als Reaktion auf die bisherige eintönige Verwaschenheit und pedantische Abhängigkeit vom Takt) dem Engländer oft nicht so wichtig wie das Rhythmische, obgleich er doch eine romantische und sentimentale Art hat. Das ist wenigstens zur Zeit die musikalische Tendenz der ernsthafteren Kreise. Sie streben — expressionistisch — nach der großen Linie, nach der rhythmischen Struktur, ohne anscheinend dieselbe Freude und dasselbe Verständnis für die Schönheit des Details zu empfinden. Die heutige englische Kritik, die das Rhythmische allem voranstellt, hilft dadurch wesentlich mit, einen guten musikalischen Durchschnitt zu erzeugen, doch wird selten die höchste Höhe erreicht, da diese nur möglich ist, wenn das Impressionistische mit dem Expressionistischen vereinigt wird. Die Engländer kamen vermutlich besonders stark in diese Linie, weil die Sentimentalität des Durchschnitts Gefahr lief, das Impressionistische auf geschmacklose Art zu übertreiben. Die neue Tendenz ist um so beachtenswerter, weil man im allgemeinen wohl geneigt ist, zu glauben, daß eine übertriebene Vergeistigung nicht zu den Eigenheiten der englischen Kunstleistung gehört. Ganz offensichtlich arbeiten die englischen Künstler, Lehrer und Kritiker dem Sentimentalismus bewußt entgegen. So bleibt die englische Leistung oft kalt, aber sie ist gleichwohl konstruktiv-rhythmisch. Es ist der Rhythmus, der fasziniert. Wer jemals einen Dudelsack gehört hat, der weiß darum noch lange nicht, was ein

schottischer Back-Piper vermag. Zu einer Kapelle massiert, strömt selbst aus diesen Dudelsäcken eine intensive rhythmische Welle auf uns ein, sie ist nur verhüllt durch die seltsame Tonfärbung und Tonmischung und durch die scheinbare Wiederholung der Tonfolgen. Das englische Ohr, der britische Nerv reagiert sehr stark auf diese Wellen und wir begegnen derselben eigentümlichen Erscheinung immer wieder besonders in der schottischen Musik, von wo aus dieser Rhythmus England erfaßt und einen guten Teil auch der neuesten Kompositionen beeinflußt hat. Die Wirkung ist derjenigen der synkopischen Negermusik verwandt, — sie berauscht die Sinne und hämmert schonungslos auf die mit dem ersten Schlag getroffene Stelle ein, sei es, daß die Töne nur die Glieder lösen und zum endlosen Tanz zwingen sollen, sei es, daß zwecklose Fröhlichkeit oder tiefe Wehmut das Ziel ist. Ihre primitive Größe hat allein vermocht, die Volksmusik durch die Jahrhunderte zu erhalten. Ihr Sinn ist Lockerung: Tanz. Wie die Mysterien des Tanzes einem tiefen Urgrund entstammen, sind auch die leichten fröhlichen Weisen der Volkstänze nur die lustig gekräuselte Oberfläche eines ungemein tiefen Sees. Sie sind angenehme Oberfläche, — wie das meiste, was uns der Engländer zur Schau zu stellen beliebt.

Im Tanz spielt der Mensch ein freundlich-harmloses Spiel mit seinen Leidenschaften. Die Frivolität des modernen, vom Ausland bezogenen Gesellschaftstanzes steht in schärfstem Gegensatz zu dem ursprünglich-einheimischen, dem altenglischen Volkstanz. Während diese Tänze, die in den letzten zwanzig Jahren besonders durch die Arbeit der English Folk Dance Society wieder ans Licht gezogen wurden, die Grundgedanken ihrer Entstehung in symbolischen Formen noch erkennen lassen, zeigt sich in ihnen kaum eine Spur sinn-

licher Regung. Die Volkskunst, die diese Tänze fast unbeeinflußt entwickelte und vererbte, hat die grob sinnlichen Elemente durch eine vollkommen freie und fröhliche Anmut überwunden. In den Volkstänzen kommt das englische Temperament, der durch Erziehung und Selbstrespekt geläuterte Spieltrieb zu einem besonders klaren Ausdruck, und als Ergebnis sehen wir einen lebendigen, heiteren Rhythmus. Eine sehr umfangreiche neuere Schule, die in England durch verschiedenartige Spielarten vertreten ist, sucht das Rhythmische im englischen Leben systematisch zu pflegen. Während die einen dabei von Musik und Tanz ausgehen, suchen die andern einen viel breiteren gemeinsamen Boden, indem sie Sprache, Drama, Musik und Tanz als Einheit nehmen und im Rhythmus, der allen Spielformen zugrundeliegt, die größte künstlerische Kraft erblicken. Die Erfahrungen dieser Schulen, wie etwa der Central School of Speech Training and Dramatic Art oder des Greenleaf Theatre, gehen übereinstimmend dahin, daß die Freude am Rhythmischen im Volke allgemein sehr groß sei. Tanz und Drama dabei als Einheit zu betrachten, ist bei dem gemeinsamen Ursprung, der sich aus der englischen Geschichte nachweisen läßt, durchaus nicht unnatürlich. Weniger natürlich sind die Formen, die die Folk Dance-Bewegung im begreiflichen Uebereifer angenommen hat. Mitunter wird sie zu einer gesellschaftlichen Narretei. Aber das künstliche Element, das zum Zweck der Propaganda in diese Bewegung getragen wurde, darf nicht darüber täuschen, daß der Folk Dance, stamme er aus England, Schottland oder Wales, ein nur wenig verfälschtes Erbgut des englischen Volkes aus ältester Zeit ist: eine natürliche und natürlich entwickelte Ausdrucksform eines durch rhythmischen Instinkt geleiteten Spieltriebs.

DIE MUSIKALISCHE TRADITION

In der Elisabethanischen Zeit war es der Stolz der Engländer, nicht nur die großartigste dramatische Kunst zu besitzen, sondern England war damals auch das Land der Musik. Wer nicht Verse schreiben oder wer bei der Aufführung eines Madrigals nicht mitwirken konnte, war ein ungebildeter Mensch. Ebenso wenig wie die dramatische Kunst war damals die Musik ein Privileg der höheren Stände; die Freude an vokaler und instrumentaler Musik und die Fertigkeit in ihrer Aufführung erstreckte sich auf alle Schichten des Volkes. Wer sich je mit Musikgeschichte befaßte, weiß, welche Bedeutung die damalige englische Begabung für polyphone Musik für den Kontinent hatte. In der Sammlung des Carnegie Trust, dessen Anteil an der Wiedererweckung des kulturellen Lebens Englands auch auf anderen Gebieten sehr bedeutend ist, liegt heute ein kostbarer Schatz altenglischer Madrigale vor uns, während Volksweisen und Sea Chanties seit der Wiederentdeckung durch Cecil Sharp und Sir Richard Terry wieder in weiteren Kreisen bekanntgeworden sind. Die Madrigale und Volksgesänge sind oft von vollendeter Schönheit. Die erhabene religiöse Ruhe und die unbändige Heiterkeit eines lebensfrohen Volkes vermischen sich in der Musik jener Zeit zu einem wundervollen Kunstwerk und es gehört noch immer zum Schönsten, was in England zu hören ist, wenn diese Chöre oder vielstimmigen Lieder in Privathäusern oder Konzertsälen von den gutgeschulten Chorstimmen, an denen England so reich ist, aufgeführt werden. Wenn Händel nach England ging, um dort zu leben, so hatte das seinen guten Grund. Es gab dort nicht bloß ein paar berühmte Komponisten, sondern die Musik war, wie das Drama, ein Be-

standteil englischen Lebens, so wie heute Fußball einen Teil des Lebens auf dieser Insel ausmacht. Wie weit der Puritanismus für den Zerfall verantwortlich ist, der auf die Periode einer sich durch Generationen hinziehenden Blütezeit folgte, ist wohl viel schwerer zu zeigen als im Falle der dramatischen Kunst. Die Ernüchterung des Lebens wirkte sicherlich wie ein kalter Hauch in diesem sommerlichen Blütengarten. Die ausländischen Einflüsse fanden dann um so leichteren Eingang und es zeigte sich bald die Neigung, nicht mehr selbst mitwirken, sondern berufsmäßigen Spielern zuhören zu wollen, bis sich die Berufsmusik allmählich so sehr von dem entfernte, was dem Volk ursprünglich im Gemüte lag, daß sie den Massen wie eine unverständliche Geheimkunst erscheinen mußte. Auch auf diesem Gebiet war wohl die rapide Materialisierung des Lebens und das noch schnellere Anwachsen des Volkes und schließlich die Einbeziehung der Musik in die Reihe der verkaufsfähigen und gewinnbringenden Waren, das heißt die Kommerzialisierung dieses Kunstzweigs, eine der Ursachen, die das Chaos anrichteten. Freilich wird damit nicht erklärt, warum es nach Purcell während vieler Generationen und gerade während der Blütezeit der Musik in anderen Ländern keinen einzigen großen englischen Komponisten mehr gab, bis sich nun in der neuesten Zeit die schöpferische Kraft wieder zu regen beginnt. Es wäre unmöglich, dies — wie es mitunter geschieht — damit zu erklären, daß der Engländer einen so einseitig praktischen und politischen Sinn habe, daß ihm die musikalische Phantasie fehlen müsse. Es fehlt im englischen Leben durchaus nicht an Phantasie, — noch ist der Engländer wirklich ein so genialer politischer Künstler, wie ihm das mitunter nachgerühmt wird. Für den Zweck dieses Buches, das sich mit der Eigenart der Massen

des Volkes und nicht mit den Höchstleistungen einzelner beschäftigt, genügt es, zu zeigen, daß im Verlauf der Entwicklung der Zusammenhang zwischen der Musik als intellektueller Kunst und der Musik als natürlichem Empfinden des Volkes verloren gegangen war, — und sicherlich hemmt eine solche Entfremdung auch die produktive Kraft, die im Einzelmenschen stecken mag. Durch die Wiederbelebung des musikalischen Spiels — durch die Verbesserung des musikalischen Geschmacks auf der einen und die Vermenschlichung der berufsmäßigen Künstler auf der anderen Seite — wird zugleich wohl auch eine Vorbedingung künftiger Produktion erfüllt. Sie mag kommen oder sie mag ausbleiben, dies entscheidet sicher nicht die Frage, ob die Engländer ein musikliebendes Volk sind.

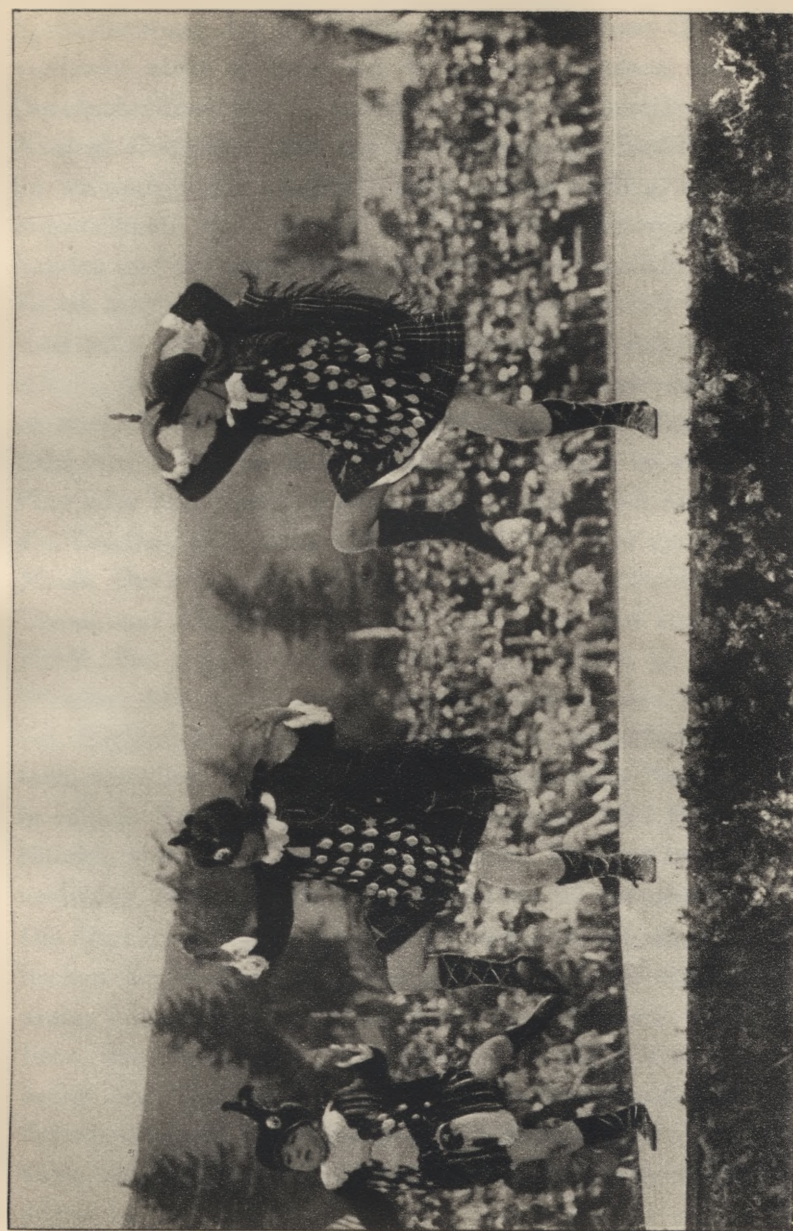
Sir Thomas Beecham, einer der international bekannten englischen Dirigenten der Gegenwart, erklärte kürzlich, England sinke allmählich zu einem Musikvolk nicht zweiten Ranges, wie vor dem Krieg, sondern zehnten Ranges herab. Sir Thomas ist im Begriff, das Publikum zu einer neuen Kraftleistung anzuspornen, um eine neue nationale Oper zustandezubringen, und dies entschuldigt eine gewisse Neigung zur Uebertreibung. Die Londoner Musik von heute ist durchaus nicht zehntrangig. London hat vorzügliche Orchester, gute Dirigenten und eine erstaunliche Fülle von ersten Künstlern, während eine Stadt wie Manchester immerhin ein Hallé-Orchester und einen Hamilton Harty als Dirigenten hat. Wer Gelegenheit hat, nicht nur mit ein paar musikalischen Bonzen schlechter alter Zeit oder mit snobistischen und verdorrten Kunstmäzenen bekannt zu werden: wer einen Einblick gewinnt in die Arbeit der jüngeren Generation und in das anziehende künstlerische Leben etwa der Musikklubs in der

Gegend von St. Johns Wood, oder wer sich die Mühe macht, unter den vielen Hunderten von Konzerten jüngerer Künstler nicht nur die schlechten zu besuchen, wird schwerlich leugnen können, daß es neben dem Minderwertigen eine überraschende Fülle von Gutem und Ernsthaftem gibt. Das ist eine reproduktive Kunst, wenn man sie so nennen will, aber es ist Kunst, — und schließlich lebt auch anderwärts zur Zeit kein Beethoven und nur ein Casals. Stellt man aber die Frage: will denn in England überhaupt jemand Musik oder gar gute Musik hören? so fällt die Antwort gleichfalls vielleicht anders aus, als viele erwarten mögen.

Der Engländer liebt Musik, Musik in irgendeiner Form, sei es nur die Jazz-Band, nur das Grammophon, nur der Dudelsack, seien es Wagnerouvertüren, Volksweisen, Gassenhauer. Nicht jeder Straßenjunge singt oder pfeift in London, aber doch eine große Zahl tut es. Nicht jedes Stubenmädchen summt ein Liedchen vor sich hin, doch immerhin nicht wenige. Es werden in England seltener Tenöre in Schmieden oder auf Baugerüsten entdeckt als in Italien, aber gleichwohl trällert mancher irgendeine Weise. Nicht jedermann wandert singend über die Wiesen, doch manche tun es. Die Boy Scouts sind keine hochtrainierten Vokalistens, aber sie singen und schmettern den ganzen Abend in ihren Lagerstätten und wenn sie um ihre Feuer liegen, dann taut das kalte Herz auf und es sind fürwahr nicht immer kriegerische Töne, die daraus hervorbrechen. Die Jungens, die am Sonntagmorgen mit Musik und Fahnen zur Kirche ziehen, sind recht muntere und oft recht gute Musikanten. Die englische Jugend spielt nicht Gitarre und Mandoline, aber Musik, Gesang und Tanz gehören zu ihrem Freiluftleben. Daß fast in jedem Haus des unteren Mittelstands ein Piano zu finden ist und daß Leute,

die Klavier spielen, geigen oder singen können, sehr begehrt sind, ist gewiß kein Beweis für musikalischen Geschmack, aber es deutet doch auf eine Vorliebe für das Geräusch, das oft mit der Musik verbunden ist. Das Grammophon hat heute viel von seinen Schrecken verloren und in England hat es längst Verwendung beim Unterricht gefunden, — nicht wegen der Foxtrotts, sondern zur Vermittlung ernsthafter und guter Musik, beispielsweise in Schulen. Die Darbietungen der militärischen Kapellen sind mindestens so populär wie in irgendeinem Lande und ihre Leistungen sind oft sehr gut. Die schottischen Back-Pipers bereichern die Militärmusik um Wirkungen, die man auf dem Kontinent nicht kennt.

Gleichwohl, die Meinung, daß der Durchschnitts-Engländer die Musik liebt, wird nicht allgemein geteilt und selbst Beobachter, die jahrelang in England lebten, erklären den Engländer für unmusikalisch. Ich kann nur über Dinge sprechen, die ich sehe oder höre. Ich weiß nicht, welchen Eindruck England vor dreißig Jahren machte. Wahrscheinlich war die Decke von Unrat und Ballast damals noch sehr viel dicker als heute; so dick, daß es wirklich schwer war, etwas Wertvolles darunter zu vermuten. Die musikalische Wiederbelebung begann jedoch schon in den achtziger und neunziger Jahren. Wer heute mit Geduld beobachtet und wer seine Beobachtungen nicht auf das mondäne London beschränkt, der müßte unschwer sehen, daß eine Bewegung vorhanden ist, die notwendigerweise der englischen Musik einen sehr viel größeren Raum im Leben des Volkes verschafft, als ihr im vergangenen Jahrhundert zukam. Spitzenleistungen auf allen Gebieten sind gewiß von höchstem Wert, aber auf die Dauer entscheidet, in welchem Maß eine kulturelle Erscheinung die Nation als Ganzes erfaßt. Die



VOLKSTANZ IN SCHOTTLAND

Spitzenleistung der Engländer auf musikalischem Gebiet ist vielleicht nicht so hoch wie in anderen Ländern, und das Durchschnittsniveau — erniedrigt durch die amerikanischen Musical Comedies oder durch zweitklassige Jazz-Bands — ist wahrscheinlich ebenfalls noch relativ niedrig, aber der musikalische Spieltrieb ist im Volke noch unverseht vorhanden und er erstarkt in der neuesten Zeit von Jahr zu Jahr. Es ist möglich, daß man auch heute einen ganzen Saal voll Engländer antrifft, von denen nicht ein einziger den Anspruch erhebt, musikalisch zu sein, und wenn ihn einer erhebt, so ist dies oft ein grober Irrtum. Trotzdem: das englische Volk liebt Musik. Und wenn die Frage gestellt wird: ist es einfach Play oder Fair Play? so kann man zuversichtlich antworten: die Tendenz geht mehr und mehr auf Fair Play auch in der Musik. Der englische Instinkt verlangt nicht schlechthin nach Tönen und Rhythmen, sondern nach guter und anständiger Musik. Bei solcher Vorgeschichte eines Volkes ist das kein Wunder. Aber auch hier ist das Wesentliche: der Kunstsinn des Engländers ist in erster Linie naiv, ungekünstelt, einfach, natürlich. Komplizierte Musik, gestreiche Musik findet in seinem Herzen keine Resonanz, dagegen wird Bach oder Händel, aber auch Chopin niemals seine Wirkung in England verfehlen. Intellektuelle Uebersteigerung ist unenglisch.

Die Abneigung gegen die Oper, der man auch bei sehr musikalischen Engländern immer wieder begegnet, ist offenbar in erster Linie eine Abneigung gegen das Stilisierte, Unnatürliche, das der Oper — als Kunstform — oft, ja zumeist, anhaftet. Der Engländer weigert sich, ein Kompromiß zwischen Schauspiel- und Gesangkunst zu schließen. Die Oper hört dann für ihn auf, das leichte Spiel zu sein, das selbst das düsterste der Shakespeareschen Dramen auf der englischen

Bühne bleiben muß, um der englischen Kunstauffassung zu genügen. Der Tonrausch der Wagnerschen Opern scheint die Abneigung oder die Bedenken am leichtesten zu überwinden. Die komische Oper, darum auch — wenngleich nicht restlos — der Rosenkavalier, kommt der Wagnerschen Musik an Wirkungskraft auf der heutigen Opernbühne Englands am nächsten. Eine gute Oper kann keine billige Oper sein. Die englische Oper ist aber heute darauf angewiesen, billig zu sein, denn ihre finanzielle Schwierigkeit ist sehr groß. Und da sie billig ist, leidet ihre Qualität in Ausstattung und Aufführung so sehr, daß man jene instinktmäßige Abneigung gegen die Oper als Kunstform sehr wohl verstehen kann. Es kommt hinzu, daß eine Oper „englisch“ sein müßte, bevor sie wahrhaft populär sein könnte. Die großen Werke sind deutsch, italienisch oder französisch. Schon die fremde Sprache ist störend. In Deutschland gab es erst eine wahrhaft deutsche Oper, als Mozart das italienische Vorbild in Sprache und Form verließ. Aber all dies ist nicht so entscheidend wie die kommerzielle Frage, die in England eine ruhige, geduldige, jahrelange Zusammenarbeit eines Ensembles einfach unmöglich macht. Ein Musiker, der sich an seinem Pult den Kopf zerbrechen muß, wo er am nächsten Abend ein Engagement finden kann, — denn schließlich will er doch auch leben — kann unmöglich sein Bestes leisten. Die englische Musik, vor allem das englische Orchester und die Oper, haben fürwahr ihr Fair Play noch nicht gefunden: die Finanzsorge, die Kommerzialisierung der Kunst steht ihnen im Wege. So kommt es, daß England auch heute noch — und desto mehr, je größer das musikalische Bedürfnis wird — in bezug auf die Oper hilflos dem Ausland ausgeliefert ist. Die Londoner Season, die ja nicht nur eine Hochblüte der gesellschaftlichen

Vergnügungen, sondern überhaupt die hohe Zeit alles englischen Lebens ist, verlangt nach ihrem Covent Garden, aber ohne die ausländische Hilfe wäre keine Opernsaison möglich. Darum hat sich eine Gruppe von Musikfreunden, bisher geführt und finanziert von den Kunstseidekönigen Courtauld, zusammengetan, um eine deutsch-italienisch-französische Saison zu veranstalten. Die deutsche, die den internationalen Reigen eröffnet, ist die großartigste, die führende. Es ist unmöglich, sich die deutsche Oper aus dem Londoner Frühjahrsbild wegzudenken, und es ist sehr bezeichnend für das, was England nützt, daß Bruno Walter erst dann in London zu seinem höchsten Triumph kam, als man ihm ermöglichte, sein ganzes Ensemble, die ganze von ihm und seinen Künstlern erarbeitete Einheit, nach London zu bringen. Die Engländer fühlen ganz deutlich, daß auf die Bravourleistung eines Stars nur wenig ankommt, sondern daß es wiederum das Team Work ist, von dem die Wirkung abhängt.

Unter den Finanzschwierigkeiten hatten besonders auch die Orchester zu leiden. Eine nicht geringe Zahl — und zwar darunter auch sehr gute — mußte sich seit dem Kriege auflösen. Die guten Londoner Orchestermusiker sind überarbeitet, und es fehlen Zeit und Geld (oft aber auch sachkundige, opferwillige Führung), um eine ruhige, zielsichere, systematische Arbeit zuzulassen. Was über die Theater zu sagen war, gilt auch hier: weder der Staat noch die Kommunen kümmern sich darum und städtisch subsidierte Orchester wie das Birmingham City Orchestra oder das Bournemouth Symphony Orchestra sind seltene Ausnahmen. Wo immer aber eine solche Finanzhilfe gewährt wurde, war der Erfolg gut genug, um die Engländer zu ermuntern, und sicherlich könnte England rapide Fortschritte machen, wenn es unser kontinen-

tales System übernehmen wollte. Das Publikum würde nicht ausbleiben. Doch die Aussicht dafür ist nicht gut und darum sucht England den Aufstieg nicht so sehr bei der Berufsmusik wie durch die Amateurkunst. Und wie bei allem, was mit Spiel zu tun hat, sind es gerade die Amateure, die spielende Masse, deren Arbeit für die Gesamtleistung des Volkes am wesentlichsten ist. Es gibt bisher nur wenig Amateurorchester und einzelne von ihnen, die man gelegentlich hört, sind noch herzlich schlecht, aber auch hier ist eine starke Bewegung im Gange, die Aufmerksamkeit verdient, denn sie entspricht nicht den Vorstellungen, die man sich vom englischen Leben zu machen pflegt. Allenthalben in Städten und Dörfern bilden sich Musikklubs und hier und dort tauchen neue Amateurorchester und neue Chorvereinigungen auf, deren Ehrgeiz und Geschmack durch Musikfestspiele und Konkurrenzen gehoben werden. Hierbei hat sich eine Zusammenfassung und Organisation als nötig und sehr nützlich erwiesen, denn nur dadurch schien es möglich, die Schwierigkeiten zu überwinden, die der Beschaffung von Instrumenten, von Noten, aber auch oft von tauglichen Dirigenten im Wege standen. Wie immer ein strenger Musikkritiker über den Wert der musikalischen Leistung urteilen mag, — das Wichtigere ist die Bewegung als solche und ihre sehr beachtliche Zukunftsmöglichkeit.

Zu welch großen musikalischen Leistungen das englische Volk auch in seiner heutigen Verfassung befähigt ist, sieht man bei der Chormusik, die in voller Blüte steht und sich auch während der Periode des Niedergangs im 19. Jahrhundert auf guter Höhe gehalten hatte. Was englische Chöre vermögen, hat man in Deutschland bei den Vorträgen der Newcastle Sänger in Frankfurt und in anderen Städten hören können. Dieser Newcastle Chor ist nur einer unter vielen. In der

Vokal- und ganz besonders in der Choralkunst liegt die eigentliche musikalische Begabung der Engländer. Für ihre Entwicklung gibt es wenig Hindernisse, — eine Kehle und ein sangfrohes Gemüt genügen. Es ist bezeichnend, daß diese Kunstform — schlicht, naiv und spontan — in England durch all die Jahrhunderte gepflegt, innig gepflegt wurde. Uralte Volksweisen, Volkstänze und Volksmysterien waren die Quellen dieser Kunst, aus der sich alle kompliziertere musikalische Ausdrucksform erst allmählich entwickelte. Das englische Volk blieb den Urformen treu und kein Urteil über englisches Wesen und englische Kultur kann gerecht sein, das neben Stock Exchange, Weltwirtschaft und Parteipolitik nicht über die Verbindung berichtet, durch die das englische Lebensspiel von heute durch Tradition und durch bewußten Kunstwillen mit seiner großen künstlerischen Vergangenheit verknüpft ist. Es gibt wenig Völker, die auf einen ähnlichen Reichtum an alter Volkskunst in Lied, Rhythmus und Wort verweisen können wie das englische, sei es englisch im engeren Sinne oder schottisch oder welsch oder gälisch-irisch — und sicherlich gibt es kaum ein anderes Volk, das innerlich dieser alten Kunst noch so nahe stünde. Selbst die modernste englische Komposition, die mehr und mehr international gewürdigt zu werden beginnt, schöpft immer wieder aus dem Born der alten Volksweisen und Rhythmen. Sie sind weit und groß und unvergänglich wie die Landschaft der Inseln selbst, in deren Stürmen und stillen Sommernächten sie entstanden, — am Herd, am Altar, auf dem Wasser oder fernab im einsamen Hochland. Die Lieder, die Chöre und die Hymnen — geistliche und weltliche — haben die dürrsten Perioden des Puritanismus ebenso kraftvoll überdauert wie die häßlichste Einöde der Industrialisierung.

Zur Bewahrung der musikalischen Tradition haben die Kirchen in England — ganz besonders die Chapels in Wales — viel beigetragen. In Wales, wo Menschen wohnen, die wohl zu den musikfreudigsten der ganzen Erde gehören, wäre das Volksleben ohne Chapel und Chapelchor nicht denkbar. Der Chorgesang ist dort die natürlichste Ausdrucksform des Gefühls eines Volkes, das tief religiös, aber künstlerisch keineswegs hochentwickelt oder gar trainiert ist. Die Waliser Kirchenmusik zeigt vielleicht am besten, worin ein gut Teil der Besonderheit der musikalischen Bedürfnisse der großen Masse in England besteht und aus welchem Grunde sie einer vorwiegend intellektuellen Kunst schwerer zugänglich ist. In Wales hat sich das Volk seine religiöse Unabhängigkeit von der anglikanischen Kirche geradezu ersungen — als sie sich von der Established Church abwandten, mußten die Waliser ihren eigenen Gottesdienst und ihre eigene Kirchenmusik aus eigenen Kräften einrichten —, aber auch die anglikanische Kirche hat die Musik und besonders die Mitwirkung der Gemeinde bei der Kirchenmusik mehr und mehr zu einem unentbehrlichen Teil des kirchlichen Lebens gemacht, ja sie mußte es tun, denn solche Bereicherung des kulturellen Genusses erwies sich als notwendig, um die Massen in den Kirchen festzuhalten. Wohin man kommt wird geprobt oder aufgeführt und die Kirchen stellen dabei ihren Raum mit größter Bereitwilligkeit zur Verfügung. St. Martins in The Field gibt nicht nur seinen kleinen Vorhof für die Cricket Bowlers frei, sondern diese Kirche ist zugleich ein Beispiel für die Tendenz, das Gotteshaus zu einem musikalischen Zentrum zu machen. Das beschränkt sich durchaus nicht auf geistliche Musik; die Kirchen und Chapels pflegen die Musik — wie ja auch das Drama — schlechthin als einen Bestand-

teil der Volkskultur. Man hört deshalb nicht nur die Messen von Bach, Beethoven oder Berlioz in St. Pauls', in Westminster und in zahllosen kleineren und kleinsten Kirchen, sondern die Zentralstellen des Kultus sind im Begriff, auf ganz natürliche Weise auch der Hort guter weltlicher Musik zu werden. Wenn aber die Kirchen dadurch an Popularität gewinnen, — wäre dies denkbar ohne die ehrliche Freude der Engländer an der Musik? Manche der City-Kirchen ist nun oftmals während der Mittagspause bis auf den letzten Platz besetzt, — nicht nur etwa an den Tagen, wo ein gescheiter Pfarrer über Probleme des Tages und des täglichen Lebens spricht, sondern weil in der Lunch-Stunde musiziert wird, sei es ein Orgelkonzert, sei es Kammermusik, sei es ein Choral. Die „St. Michaels' Singers“ singen am Cornhill Choralgesänge: Bach, Vaughan Williams, Verdi, Parry oder dergleichen. Die meisten unter ihnen sind City-Clerks, — von derselben Klasse wie die Hunderte, die zuhören. Die vielen kleinen Kirchen, die in der ganzen City zwischen Banken und Handelshäusern verstreut sind, haben durch die musikalische Hausse wieder eine neue Existenzberechtigung bekommen.

Die römisch-katholische Westminster Cathedral ist noch immer weltberühmt wegen ihrer Chöre, aber einzelne anglikanische Kirchen veranstalten nun regelmäßige Musikfeste, die — wenngleich sie nicht im Vergnügungsanzeiger der Tagespresse erscheinen — das musikalische Leben Englands höchst wertvoll bereichern. Einzigartig sind die fast jeden Monat veranstalteten Aufführungen in der Southwark Cathedral (im Süden Londons), die regelmäßig überfüllt ist, obwohl sie gegen dreitausend Menschen aufnimmt. Nicht nur Passionen und Requieme sind dort zu hören, sondern vor einiger Zeit gehörten zum Programm: ein Mozartsches Quintett, ein

Streichquartett Ravel's, die Messe von Byrd für fünf Stimmen sowie Motetten von Palestrina, Vittoria, Lassus und Croce. Bei den großen Chorwerken und der polyphonischen Musik wirkt der Chor der Kathedrale mit dem London Symphony Orchestra zusammen. Man wird wenige Stätten finden, wo mit solcher Regelmäßigkeit so ernsthafte und erstklassige Musik geboten wird.

Wie bei den dramatischen Spielen ist es auch im musikalischen Leben Englands die Village, das Dorf, wo die neue Bewegung ihre eigentümlichste Wirkung hervorbringt. In der Village sieht man am klarsten, wie sich ganz spontan aus Volks- gesängen und Sea Chanties ein reiches modernes musikalisches Leben zu entwickeln vermag, sobald eine auch nur leise Anregung die Bewegung in Gang bringt. Was bringt sie in Gang? Die gleiche Erscheinung, der wir immer wieder begegnen: die Selbstbefreiung Englands hat die entlegensten Dörfer ergriffen. Es beginnt mit Liedern, mit Tänzen, mit lokalen Festspielen — oft im engen Anschluß an die dramatische Bewegung, von der die Rede war —, dann wächst der Ehrgeiz, das Interesse, die Kunstfertigkeit: bald spielt und singt man Bach, bald nur Sullivan. Ein Orchester, ein Chor wird gegründet, man holt sich Rat und Hilfe von andern Plätzen und die eigene Truppe bereist die Umgebung und selbst entlegene Orte. Eine 1919 gegründete Vereinigung, die den Namen Village and Country Town Concerts Fund trägt und deren konzertierende Trupps das Land bereisen, hat am meisten dazu beigetragen, die Musikfreude neu zu erwecken. Sie fand begeisterten Beifall. Die verschiedenen Trupps, die sie aussendet, geben alljährlich Hunderte von Konzerten: Händel, Purcell, Mozart, Chopin, Brahms, Elgar, Parry. Oft sind nahezu alle Dorfbewohner

anwesend und die Leute reisen den Musikanten in die Nachbar-dörfer meilenweit nach. Das Bedürfnis, selbst zu spielen oder regelmäßig Musik zu hören, stellt sich dann ganz von selbst ein. Das Grammophon und neuerdings die Radio-konzerte üben einen ähnlichen Einfluß aus. Sie regen an und sind erzieherisch, wenn sie richtig geleitet werden. Die British Broadcasting Company hat die künstlerische Leitung an Percy Pitt übertragen, der auch hinter den Kulissen Covent Gardens sehr verdienstvoll arbeitet.

MUSIK ALS SPORT

Nichts hat so stark dazu beigetragen, die neue Bewegung in raschen Fluß zu bringen, wie die englische Vorliebe für freundschaftlichen Wettbewerb. Seit ein paar Jahren ist sogar ein musikalischer Wettspieleifer ausgebrochen, der geradezu eine Musikepidemie hervorzubringen droht. Wenn er mitunter seltsame Formen annimmt, so muß man bedenken, daß es sich hier um ein Bestreben der breiten Volksmassen und nicht um das Virtuositentum einer überkultivierten Oberschicht handelt. Die Musik folgt dabei dem Beispiel des Sports. Diese Wettkämpfe, die in kleinerem Stil schon einige Jahre vor dem Weltkrieg begannen, sind heute sehr populär; Musical Competitions und Festivals aller Art haben binnen ganz kurzer Zeit einen Umfang und eine Bedeutung angenommen, die wohl niemand vom „Land ohne Musik“ erwartet hätte. Es gibt Dutzende, ja Hunderte von solchen Festivals und Competitions. Viele Tausende von Menschen nehmen daran aktiv teil, viele Tausende bilden das Publikum. Meisterschaften der Städte, der Grafschaften, der Provinzen, der Nationen werden ausgetragen, es wird um

Pokale einzelner Klassen ebenso gestritten wie um Pokale einzelner Landschaften. Das geschieht mit Enthusiasmus, mit Feuereifer, patriotisch und oft genug auch künstlerisch — kurzum, auch die Musikanten sind im Begriff, sich wieder gleichberechtigt in den Rahmen der Volkswettkämpfe zu begeben, der für eine Weile nur den Sportsathleten vorbehalten zu sein schien. Die Art, wie dies geschieht, ist durchaus englisch: so wie die Farmer und Händler und Squires aus allen Winkeln ihrer Provinz zu den Agricultural Shows herbeiströmen, um ein paar herrliche Festtage zu feiern, so wie die Schulen oder Sportklubs sich in Henley zu einer Woche voll Frohsinn und Wettstreit vereinigen, so versammeln sich Tausende von Musikfreunden aus allen Gegenden in den Festhallen: Berufsmusiker und Amateure, Kritiker und Aufführende, Männer, Frauen und Kinder, Chöre und Solisten, Geiger und Orchester; sie alle finden sich in Freundschaft und friedlichem Wettstreit zusammen, nur erfüllt von dem Gedanken, die Feiertage zu genießen und jenseits aller persönlichen Rivalitäten heitere und musikfrohe Briten zu sein. Der Geist dieser Festivals wirkt nicht anders als der Geist der großen nationalen Sportfeste: er hilft den Engländern, aus einer Menschenmenge eine Nation zu machen.

In den verschiedenen Eistedfoddan von Wales hatte die Einheit der körperlichen und der kulturellen Spiele niemals ganz zu existieren aufgehört, ebensowenig in den entsprechenden nationalen Festen Schottlands oder Irlands, deren ähnlichstes kontinentales Abbild vielleicht die großen Ring- und Schwingfeste der Schweiz sind. Alle Ausdrucksmittel des Volkes in Trachten, Gesang, Tanz und Spiel aller Art sind dort auf die Festwiese zusammengedrängt. In England strebt man danach, auch diese nationalen Festtage zu erhalten und

zu verschönern, zugleich aber wird ihr Grundgedanke: Schau-
stellung und Wettkampf auf allen Gebieten der Volkskultur,
mit Eifer gefördert, — hier ist es ein Oster-Hockey-Festival,
dort ist es ein Musikfest oder eine dramatische Volkskon-
kurrenz. In London kann man selbst ein nationales Wettspiel
um die Meisterschaft der Mundharmonikabläser erleben. Der
Kristallpalast ist nicht zu groß für diese Vorführung! Margate,
der kleine Badeplatz im Osten Englands, wollte für seine
nächsten Musikfestspiele keinen Geringeren gewinnen als
Bruno Walter. Dergleichen geschieht nicht so sehr unter dem
Zeichen des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs,
sondern diese Menschen wollen gute Musik machen und
hören. Die dritte Jahres-Musikkonkurrenz in Brighton führte
nahezu 4000 Konkurrenten zusammen, 332 Pianisten, 274
Solosänger, zehn Organisten, 170 Rezitatoren, 51 Volkstanz-
Teams, 27 Blech- und Militärkapellen, 65 Singklassen und
Chöre. Drei der Blechmusikkapellen entstammten der Lon-
doner Polizei. Der Bürgermeister, der das Wettspiel eröffnete,
teilte mit, daß nunmehr jedes industrielle Unternehmen der
Stadt seine eigene Arbeiter- und Angestelltenkapelle habe.
Das Brightoner Wettspiel ist nur ein Beispiel aus einer end-
losen Reihe ähnlicher Ereignisse und was der Bürgermeister
über die Arbeiterkapellen sagte, gilt auch für andere Plätze.
Die hervorragendsten Musiker des Landes stellen sich in den
Dienst dieser Sänger- und Spielerwettstreite, von denen nun
der größte Teil in der British Federation of Musical Compe-
tition Festivals vereinigt ist, — ganz nach dem Vorbild der
großen Sport-Associations. Als Durchschnitt der aktiven Teil-
nehmer wird die Zahl 1700 genannt. Die Ziffer schwankt
zwischen 150 bei den kleinen Village Festivals und 12 000 in
den großen Städten.

Seitdem der Ehrgeiz erweckt ist, breitet sich die Bewegung in erstaunlichem Tempo aus. Allenthalben werden musikalische oder dramatische Vereinigungen unter den Angestellten der Banken, Geschäftshäuser und Fabriken gegründet, überall sieht man neben den Sportklubs auch Chöre und sogar Orchester entstehen. In einzelnen Fabriken ist neuerdings das Singen während der Arbeit eingeführt worden und es soll ernstlich dazu beigetragen haben, die Stimmung zu verbessern, ohne daß die Arbeitsleistung gelitten hätte.

Wo Engländer in größerer Zahl zusammenkommen, entsteht die Neigung zum Singen, bald in der primitiveren einstimmigen Form des Sing-Song, bald mehrstimmig. Heute hat sich die Londoner Presse dieser Sache angenommen und einen Stunt daraus gemacht; die „Daily Express“ inszeniert das Community Singing, das gemeinsame Singen großer Menschenmassen in der Albert Hall, im Hyde Park, im Stadion zu Wembley oder wo es sonst sei. Ein Dirigent mit weißen Hosen und Tennishemd besteigt das Podium und bringt die Zehntausende in musikalische Bewegung. Es wird dabei trainiert: erst die Damen, dann die Herren, erst die Tenöre, dann die Bassisten, erst die linke Hälfte, dann die rechte, — dann braust das Ganze los. Die Presse hätte keine Gelegenheit gefunden, sich in dieser Sache hervorzutun, wenn nicht das Bedürfnis und die Stimmung dafür vorhanden gewesen wäre. Diese Londoner Art von Community Singing ist „organisiert“, aber sie ist nur eine Nachahmung dessen, was anderwärts ganz spontan geschieht. In Wales oder Yorkshire gibt es kaum eine Football Crowd oder sonst eine wartende Menschenmenge, die nicht alsbald eine jener zahllosen, oft überaus wirkungsvollen Hymnen anstimmte. Jedermann kennt sie aus der Chapel, — und die natürliche Ausdrucksform dieser

Massen ist eben der Gesang. Auch in London war Aehnliches zuweilen zu hören, nur fehlt hier zumeist die intime Bekanntschaft mit den religiösen Gesängen. Man griff dann zu billigerer Ware, selbst zu Gassenhauern oder man begnügte sich zu summen und zu pfeifen, was bei vierzig- oder achtzigtausend Menschen eine höchst eigenartige Wirkung hervorbringt. Wenn die „Daily Express“ dazu beiträgt, daß auch die Londoner Massen ihre Lieder besser kennenlernen, so kann man ihr allenfalls den Stunt verzeihen.

MUSIK UND ERZIEHUNG

Der Glaube an die ethischen und kulturellen Werte der Musik — oder mit etwas nüchterneren Worten: an die Musik als ein Verständigungsmittel von Mensch zu Mensch und Volk zu Volk — ist in England seit geraumer Zeit wieder so erstarkt, daß die Pflege des musikalischen Empfindens und des musikalischen Ausdrucks zu einem wichtigen Lehrgegenstand auch in den Schulen geworden ist. Die kulturellen Spiele haben natürlich neben dem Schulsport noch einen ziemlich bescheidenen Platz, — aber sie haben doch einen Platz: in den Volksschulen, in den Secondary Schools, in den Fortbildungsschulen, auf den Universitäten, in den Settlements, in den Boys Clubs, ja sogar in den Besserungsanstalten und Gefängnissen. Die Engländer organisieren diese Seite ihrer Spiele seit einer Reihe von Jahren zielbewußt. Das staatliche Erziehungsamt (nach unserem Sprachgebrauch das Unterrichtsministerium), von dem wir in früheren Kapiteln sahen, daß es sich mit Geschick und Erfolg der Pflege der dramatischen Kunst annimmt, hat erkannt, daß auch die Musik weit mehr

zu bieten vermag als eine Erregung der Sinne. Bahnbrechend war dabei besonders die Arbeit von Männern wie Sir Henry Hadow, der ein großer Scholar und unermüdlicher Förderer einer guten musikalischen Kultur in England ist. Er sitzt in allen Kommissionen und Vereinigungen, die dafür tätig sind. Seine Lehre ist, daß Musik „nicht nur eine Quelle noblen Vergnügens, sondern eine Form intellektuellen und geistigen Trainings ist, auf die wir nicht verzichten können.“ Musik, so verkündet er immer wieder — zuletzt auch bei der Imperial Educational Conference im Sommer 1927 — „ist genau so gut eine Sprache wie Französisch oder Lateinisch, genau so gut eine Form von geistiger Disziplin wie jeder Gegenstand von Science oder Mathematik.“ Die Sprache der Musik „verdient es, nicht minder studiert zu werden wie die Sprache Bacons oder Shakespeares.“ Diese Worte kommen nicht von einem Manne, der seiner Zeit um Jahrzehnte voraus-
eilte, sondern was Sir Henry hier ausspricht, ist heute schon mehr oder weniger zur Ueberzeugung der kulturell führenden Geister Englands geworden und vor allem: man handelt danach.

In den Volksschulen wie bei der Erziehung der Aelteren wird versucht, in erster Linie den Gesang und die Freude am Gesang zu entwickeln. Die Kinder sollen lernen, die Noten vom Blatt zu lesen. In den Volksschulen stößt dies noch oft auf die Schwierigkeit, daß die geeigneten Lehrkräfte fehlen. Man hofft, sie durch die Aufnahme der Musik als Wahlfach in den Training Colleges für Lehrer allmählich zu gewinnen. In zahlreichen Local Education Authorities werden sachverständige Berater oder Musikdirektoren eingesetzt, die die musikalische Erziehung in Hunderten von Schulen überwachen und leiten. Schülerkonzerte und Konzerte für die

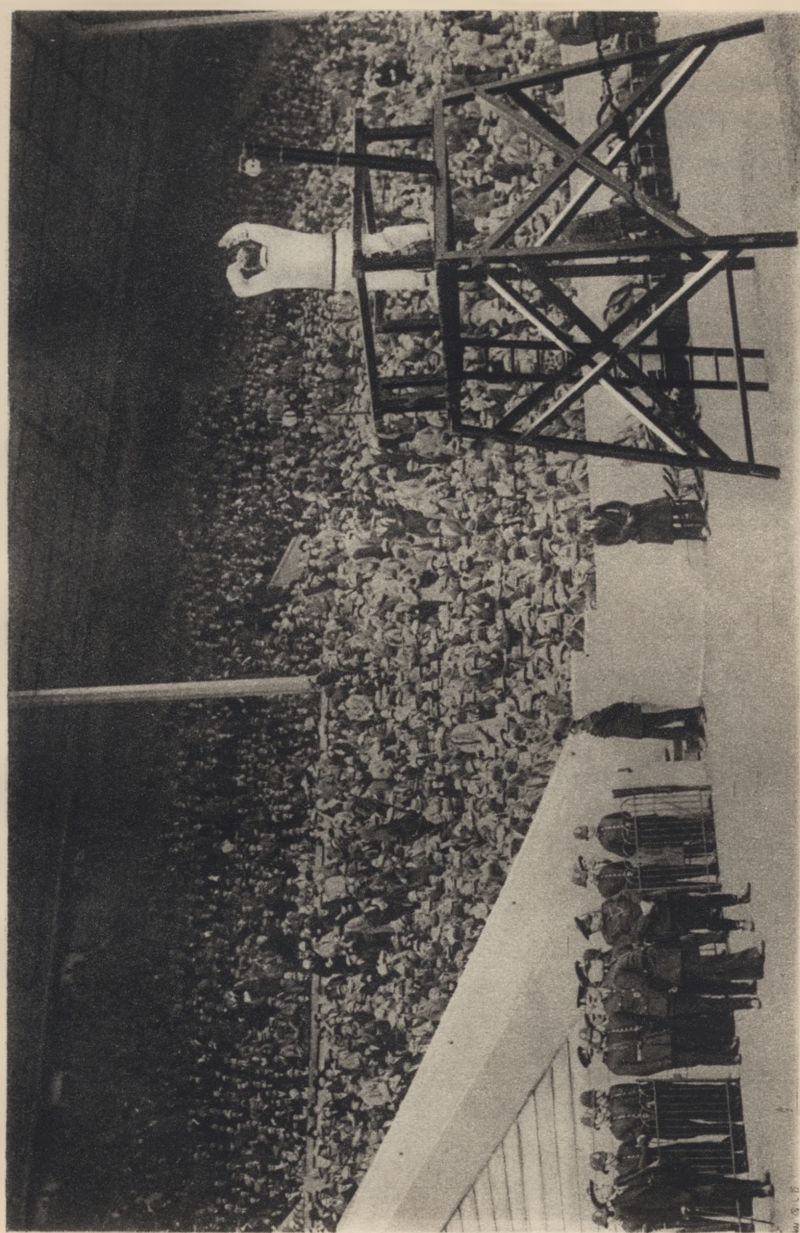
Jugend werden in ziemlich großer Zahl veranstaltet und wenn die Kinder die Schule verlassen, finden sie die Fortbildungsschulen bereit, ihre so gewonnene Freude am Musizieren weiter zu pflegen. Unter den höheren Schulen (den Public Secondary Schools) erwiesen sich die eigentlichen „Public Schools“ bisher nach der Meinung der berufenen Beobachter am meisten bereit, der Musik einen regelmäßigen Platz im Lehrplan einzuräumen. „In vielen dieser Schulen,“ so sagt ein amtlicher Bericht, „ist der Musiklehrer ein reguläres Mitglied des Lehrpersonals, oft ist er ein Mann mit einem akademischen Grad“. Die Schulkonzerte erreichen, wie derselbe Bericht meint, jetzt schon einen erfreulich hohen Standard. Die Fortschritte, die bei den Public Schools erzielt wurden, kamen natürlich den Universitäten zugute, in die der Schoolboy aufsteigt. Viele von ihnen haben Lehrstühle für Musik.

Zur Förderung der musikalischen Erziehung bestehen mehrere sehr umfangreiche Organisationen. Die größte ist die British Music Society; sie hat einen besonderen Zweig, der sich mit Erziehung beschäftigt und ist der Conference of Educational Associations angegliedert. Die Workers' Educational Association, die National Federation of Womens' Institutes, Y. M. C. A. und die Adult School Union arbeiten im gleichen Sinne und in Wales ist es besonders der mit der Waliser Universität verknüpfte National Council of Music, der auch die Pflege der Musik in Schulen und Universitäten mit gutem Erfolg betreibt.

Niemand wird die Bedeutung all dieser Councils und Associations überschätzen, denn ob der Mensch musikalisch ist, entscheidet nicht ein Aufsichtsrat, sondern die Natur. Aber vor ein paar Jahrzehnten hat es alle diese Dinge in England nicht gegeben. Sie sind entstanden, weil man fühlte, daß hier

Eigenschaften, die dem Briten im Blut stecken, ungepflegt und unentwickelt waren. Die Engländer selbst glauben nicht nur an ihre Musikfreude, sondern geradezu an ihre Musikbegabung. Sie würden die Zeit, die sie für andere Spiele verwenden könnten, nicht verschwenden, wenn sie nicht aus der Erfahrung seit dem Wiederaufleben der Musik gegen Ende des letzten Jahrhunderts den Eindruck gewonnen hätten, daß es sich für das englische Volk lohnt, an die Tradition der Vergangenheit wieder anzuknüpfen. Was sie anstreben, ist nicht bloß eine junge Generation von Künstlern und Komponisten, deren Erfolg hinter dem der anderen Völker nicht zurückbleibt, sondern die Engländer wollen die Wiedereinbeziehung des kulturellen Spiels ins Volksleben erreichen. Sie wollen die Bereicherung des kulturellen Erlebens. Sie fühlen, daß aus ihrer ererbten Playing Attitude größere Dinge entstehen können als Sportrekorde, und sie sehen mit Befriedigung, wie hier und dort die englische Natur — sei es im Drama, sei es in der Musik, sei es in der Entwicklung des Natürlich-Schönen in Kunst und Handwerk — auf solche Anregung und Erziehung willig, ja mit Enthusiasmus antwortet. Selbst die Athleten, selbst die bösen Buben der Public Schools, ja sogar die Gefallenen und Gefangenen erschließen mitunter ihr Herz der Sprache der Ewigkeit, die sie im Rhythmus des Worts, des Liedes und der Bewegung verspüren. Wo immer das Menschliche in Fesseln liegt, in Fesseln des Geistes und des Körpers oder gar hinter Schloß und Riegeln der Staatsgewalt: England versucht seine neue Sprache an ihm.

In einem Bericht über die Wirkung der Rezitation von Dramen in einem englischen Gefängnis sagt ein Augenzeuge: „Ich erinnere mich eines Falles, wo viele der Gefangenen



COMMUNITY SINGING

zusammenbrachen. Das erschreckte mich damals, aber ich glaube nun, daß dies sehr gut war. Das Gefühl hatte wieder begonnen, sich in ihnen zu regen, und wenn dies geschieht, so kann man wieder etwas anfangen mit ihnen." — So ähnlich ist der Zustand von Millionen vernachlässigter Menschen und so ähnlich ist der Sinn der ganzen Bewegung, über die in diesem Buche berichtet wird.

She found herself in a large hall, the walls of which were covered with pictures of the most famous people of the world. She saw the faces of kings, queens, and great men, and she felt that she was in a place of great importance. She walked on for some time, and then she came to a large room, where she found a table covered with a white cloth. On the table were many bottles and jars, and she saw that they were filled with different kinds of food. She felt very hungry, and she took some of the food and ate it. She found it very good, and she ate more of it. She then walked on for some time more, and then she came to a large room, where she found a table covered with a white cloth. On the table were many bottles and jars, and she saw that they were filled with different kinds of food. She felt very hungry, and she took some of the food and ate it. She found it very good, and she ate more of it.

DAS LEBEN EIN SPIEL

She found herself in a large hall, the walls of which were covered with pictures of the most famous people of the world. She saw the faces of kings, queens, and great men, and she felt that she was in a place of great importance. She walked on for some time, and then she came to a large room, where she found a table covered with a white cloth. On the table were many bottles and jars, and she saw that they were filled with different kinds of food. She felt very hungry, and she took some of the food and ate it. She found it very good, and she ate more of it. She then walked on for some time more, and then she came to a large room, where she found a table covered with a white cloth. On the table were many bottles and jars, and she saw that they were filled with different kinds of food. She felt very hungry, and she took some of the food and ate it. She found it very good, and she ate more of it.

DER SENSE OF HUMOUR

So ist englisches Spiel immer ein wesentlicher Teil englischen Lebens, — und so wird englisches Leben zum Spiel. Man kann in England vieles finden, was an die Kultur der Antike erinnert, anderes wieder hat sich das Volk aus eigenem Instinkt und nach eigenem Bedürfnis geschaffen, indem es alte Gewohnheiten den modernen Verhältnissen anpaßte. Aber eines ist durchaus und ausschließlich englisch, und es ist zu keiner Zeit und bei keinem Volk mit ähnlicher Konsequenz und ähnlichen Folgen erreicht worden: der Wille zur Heiterkeit, die Playing Attitude gegenüber allen Problemen des Lebens. Der Spieltrieb steckt in der menschlichen Natur schlechthin und nicht ausschließlich im englischen Charakter, mögen auch die Aeüßerungen bei den einzelnen Völkern verschieden sein. Aber nirgendwo ist daraus eine praktische Lebensphilosophie entwickelt worden wie in England. Der Engländer spielt mit sich selber und mit seinem Leben. Er behandelt sein Leben im Ton einer Spieloper, im Ton eines Plays, in dem ein Playwright, ein munterer Stückeschreiber, die Tragödie des Daseins hinter dem Flitter und den Scherzen einer Komödie verbirgt. Hier und dort nur blitzt unheimlich und ungeheuerlich das Tragische auf. Solcher Lebensstil ist ein Kunstwerk, aber freilich nicht jeder Engländer ist ein Künstler und so wird das Stück oft genug zu einer bornierten Farce oder zu einem heuchlerischen Melodrama. Aber im ganzen überwiegen die Lebenskünstler: sie lächeln freundlich über Mißgeschick, sie vermeiden die tragischen Konflikte und erfreuen sich desto zielbewußter alles Erfreulichen. Sie lächeln über sich selber. Zwar nehmen sie sich oft bitter ernst, aber sie tun so, als täten sie das nicht.

Sie leben durch einen unversieglichen Optimismus, durch den Glauben nicht so sehr an sich selbst als an die Gesamtheit. Irgendwie wird es schon gehen. Daher kommt auch die Neigung, den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen. Das „laissez faire“ ist ein englisches Nationalbedürfnis. Daß England eine unzerstörbare liberale Tendenz hat — trotz allem Konservatismus — ist kein Verdienst, sondern eine Temperamentsfrage. Bei allen Nachteilen der Playing Attitude, in diesem weitesten Sinn verdanken ihr die Engländer unermesslich viel: Gesundheit, Lebenskraft und Lebensfreude. Dies ist die Grundbedingung sozialen Wohlbehagens.

Wer über sich selbst lacht, lacht am besten. Die Engländer liefern den Beweis. Ihr Sense of Humour geleitet sie sicher durchs Leben. Ein Scherzwort hilft über die unheimlichsten Situationen hinweg und scherzhafte Form gestattet oft unverblümteste Wahrheiten. Hier wird am klarsten, wie sehr dies alles nur äußere Lebensform ist: der britische Humor zwingt durchaus nicht zur Heuchelei, weder sich selbst noch andern gegenüber. Man versteht freilich zu schweigen, aber man versteht auch zu reden. Der Humor ist eines der feinsten Hilfsmittel zur Aussprache. Im „Punch“ besitzt England seit Generationen (seit 1841) ein Medium, das die Wahrheit in der Form des Scherzes darbietet, wie es in keinem andern Land vorhanden ist. Wohl gibt es auch anderwärts gute Witzblätter und gute Satire, aber nirgendwo gibt es ein Organ, das so sehr zu einer nationalen Institution geworden ist wie in England der „Punch“. Es hat eine Zeit gegeben, in der der „Punch“ politisch aktiver und darum auch politisch wirksamer war als heute, aber dieses Wochenblatt war niemals populärer und niemals weiter verbreitet. Seine Auflage ist gerade in neuerer Zeit sehr stark gestiegen. Der „Punch“ ist durch-

aus nicht etwa unpolitisch geworden, aber der Spiegel, den er dem Volke vorhält, ist mehr dazu bestimmt, ihm den heutigen Menschen vor Augen zu führen, als den Politiker von heute. Das Hauptziel ist dabei immer geblieben, der Stimme der Nation, ihrer Vernunft und ihrem Gefühl in einer Sprache Ausdruck zu geben, die so nett und ungezogen ist, daß man sie lieben muß. Nur in einem Land, wo Sinn für Selbstkritik und Wahrheitswille vorhanden ist, kann ein Blatt wie der „Punch“ zu einer nationalen Institution werden, und seine Leiter bedürfen eines Maßes von Takt und Gutmütigkeit bei all ihren Scherzen, wie es nicht allgemein zu finden ist. Im „Punch“ herrscht keine Bitterkeit, kein Haß, kein böser Wille und nicht die Sucht, auf Kosten anderer geistreich zu sein, — gerade dies aber sind die wesentlichen Eigenschaften des englischen Humors. Wenn ein ausländischer Leser den „Punch“ nicht versteht, führt er das meistens darauf zurück, daß ihm die lokalen Vorgänge und Verhältnisse nicht geläufig sind, auf die angespielt wird. Das mag sehr oft der Fall sein, aber zumeist liegt es wohl daran, daß der Ausländer die Besonderheit des englischen Witzes nicht nachfühlen kann. Jeder wahrhafte Humor ist ungreifbar, der englische vollends ist ganz unwirklich. Er ist am besten und typischsten, wenn er eigentlich gar nichts enthält: nur eine leise Anspielung auf eine ganz ungreifbare Lächerlichkeit. Solche Witze haben überhaupt keine Pointe. Man müßte ein Buch schreiben, um sie zu erläutern. Aber der Engländer fühlt das Komische heraus, er kennt ja sich und seine Schwächen. Er freut sich königlich darüber. Vielleicht über nichts, aber er freut sich. Er liest gerade das heraus, was er gerne lesen möchte. Er lacht, wie Kinder lachen: durch einen naiven Instinkt. Wahr-

scheinlich gibt es nichts dabei zu denken, nur zu sehen, zu fühlen. Ein Gemeinschaftsgefühl, ein soziales Gefühl: selbst die Art des Humors schließt dieses Volk zusammen. Ströme von Mißbehagen mögen durch dieses Ventil abfließen. Bitterkeit kann nicht zurückbleiben, denn solcher Humor ist ohne Gift. Es gehört zur höchsten englischen Tradition, die Ehre der Persönlichkeit nicht zu verletzen. Das öffentliche Leben ist fast vollkommen frei von persönlicher Verleumdung. Der englische Richter und das englische Recht schützen die Person und die Ehre jedes Engländers, wer immer es sei. Der Beleidigte hat das Anrecht auf Schadensersatz und die Summen, die ihm zugesprochen werden, pflegen enorm hoch zu sein. Dadurch ist das Leben, ist der Scherz, ist die Satire entgiftet, soweit der Schutz nicht an sich schon durch den englischen Charakter gegeben ist.

Fürwahr, das Leben ist ein Spiel, und wie immer das Spiel heißen mag, dem der Engländer sich widmet, — immer findet er begeisterte Gegenspieler, aber immer stehen als Mahnung die goldenen Worte vor ihm: spiel es in Ehren — Fair Play.

DAS SPIEL DER POLITIK

In seiner Playing Attitude und gewappnet mit dem Sense of Humour, skeptisch und optimistisch zugleich, betritt der Engländer auch das Spielfeld der Politik. Er kommt nicht, um zu raufen, — er kommt gutlaunig und in sportbegieriger Playing Attitude. Das Turnier der Politik beginnt und es vollzieht sich nach dem Vorbild der bewährten Sports und Games. Der Engländer ist nicht als politischer Rationalist geboren, der seinen Common Sense aus der politischen Schule

und Tradition ins Alltagsleben hinübernähme, sondern er ist als Spieler geboren, der die Erfahrung der Sportgründe mit nach Westminster bringt. Und wie all diese sportlichen Wettkämpfe muß auch die Politik ein Spiel zwischen zwei Parteien sein, um dem Mann auf der Straße verständlich zu sein: ein friedlicher Wettstreit zweier Parteien, bei dem die öffentliche Meinung die Rolle des Publikums und zugleich des Schiedsrichters übernimmt, — so ähnlich wie die Football Crowd oder wie die Boxergemeinde in Premierland das lebendige Gewissen der Kämpfenden darstellt. Im Wahlgang entscheidet sich das Volk für die eine oder die andere Seite, für die Seite, die nach der Meinung der Zuschauer das fairere und bessere Spiel vorgeführt hat oder vorzuführen verspricht. Diese Deutung der englischen Politik ist keine Metapher und keine Willkürlichkeit, — jeder Engländer empfindet dies so. Da aber die Politik ein Turnier, ein Wettkampf, ein Spiel ist, verlangt der englische Instinkt danach, daß es nur zwei Parteien gebe. Es gibt kein englisches Spiel zu dreien, mit drei Parteien. Die Engländer gewöhnen sich von Jugend auf, sich für die eine oder für die andere Spielseite zu entscheiden. Sie wählen zwischen dem dunkeln Blau von Oxford und dem hellen von Cambridge. Dann setzen sie sich mit Macht und mit Geschrei für die erwählte Farbe ein. Gewiß, beim Pferderennen mögen ein Dutzend Pferde und ein Dutzend Farben zur Wahl stehen, aber nur als Objekt der Schaulust und des Wettfiebers. Diese Art von Sport hat nicht den ethischen Wert des wahren sportlichen Kampfes von Mann gegen Mann oder vollends von Mannschaft gegen Mannschaft. Politik nach der Art eines Pferderennens wäre eine Absurdität, Politik nach der Art eines Turniers hat einen tiefen Sinn. Im House of Commons in Westminster sitzen die Volks-

vertreter nicht im Halbkreis vor der Regierungstribüne und dem Rednerpult, wie etwa im Deutschen Reichstag, sondern die Regierungspartei sitzt auf langen Bänken der Opposition gegenüber, während der Speaker, der Präsident, der Unparteiische, seitlich zwischen den beiden Gruppen thront. Die Kabinettsmitglieder sitzen inmitten der eigenen Spielmannschaft — auf ihrer vordersten Bank — und ihr gegenüber wartet die Gegenpartei, um jede Blöße auszunützen und zuzuschlagen, wie der Boxer zuschlägt — doch wie dieser durch Regeln und durch die Verpflichtung zum Anstand gebunden. In den „Kleinen Anfragen“ wie in den großen Reden der Debatten sind „Finten“, Herauslockungen, Täuschungen und kleine Finessen ebenso wichtig wie derbe „Haken“ und schließlich wie knock-out blows. Einem guten Hieb wird applaudiert, gleichviel von wem er kommt und wen er trifft. Die englischen Parlamentsreden sind im allgemeinen keine Deklamationen, sondern die Redner versuchen die Argumente der Gegenpartei zu zerstören und für die eigene Seite einen guten Punkt zu gewinnen. Daraus ergibt sich die besondere Wichtigkeit einer guten Führung auf der Seite der Opposition. Doch während ein Fußballklub sich die größte Mühe gibt, im ganzen Lande nach einem möglichst trefflichen Mittelstürmer zu suchen, sind die Parteien heutzutage oft weniger frei in der Auswahl, sei es, daß die Parteimaschine, sei es, daß mächtige Interessengruppen oder Organisationen wie Gewerkschaften sich dabei einmischen. Die größte Schwierigkeit kommt natürlich auch in England daher, daß die großen Taktiker nicht immer auch große Strategen sind, und umgekehrt. Aber die Uebung im politischen Spiel und Schauspiel beginnt so frühzeitig — schon in der Schule, in den Debating Societies der Universitäten und neuerdings auch in ent-

sprechenden Trainingskursen der Arbeiterschaft —, daß in England der Kreis derer, die zum aktiven Spiel im Parlament und auf der politischen Plattform befähigt sind, sehr viel größer zu sein scheint als anderwärts, wo man sich oft mit trainierten Advokaten aushilft. Freilich führt die planmäßige Erziehung zur politischen Debatte oft genug dazu, daß sich zwar beredte Worte und schlaue Argumente einstellen, — aber nichts anderes. Der Unterschied zwischen den Spielern auf der Frontbank und dem durchschnittlichen Back Bencher ist oft erstaunlich groß. Die Debatten im House of Commons beginnen zumeist unerträglich zu werden, wenn die bekannteren Fechter das Feld für ein paar Stunden den Kämpfern von geringerem Rang überlassen. Diese sind sehr oft höchst langweilig, aber sie halten sich mit um so größerer Sorgfalt an die Spielregeln. In aufgeregten Zeiten haben freilich selbst eminente englische Staatsmänner und Parlamentarier oft genug Fair Play vergessen, — dann warfen sie mit Büchern um sich oder mit Beleidigungen, und mitunter (wie im Falle Joseph Chamberlains) machten sie es sich geradezu zur Pflicht, die Entschuldigung zu verweigern, zu der im allgemeinen jeder Engländer rückhaltlos bereit ist. Heutzutage hört man oft, der politische Ton in England und im Parlament habe sich sehr verschlechtert, seit unerzogene und wenig gesellschaftsfähige Labour-Abgeordnete in großen Scharen in Westminster eingezogen sind. Das ist nicht ganz unrichtig, aber die Zahl ernster Zwischenfälle ist gering und ist schwerlich viel größer als in bewegten Tagen der Vergangenheit, wo die Guterzogenen noch unter sich waren. Solange es genügt, daß der Präsident des Unterhauses sich majestätisch vom Sitze erhebt, um selbst die erregtesten Schreier in wenigen Sekunden zum Schweigen zu bringen, solange es nicht

nötig ist, Big Ben zu läuten oder dem Speaker eine Batterie von elektrischen Glocken zur Verfügung zu stellen, so lange unterscheiden sich Ton und Erziehung der englischen Politiker zu ihrem Vorteil von nahezu aller Welt. Hier gibt es Spielregeln, die Geltung haben.

Die spielerische Einstellung gegenüber der Politik bestimmt und besänftigt nicht nur den politischen Ton, sondern sie hilft auch in materieller Beziehung sehr wesentlich mit, aus dem Spiel und Gegenspiel der Meinungen und Interessen heraus praktische Politik zu gestalten. Wie der musikalische Rhythmus nur Leben und Gestalt gewinnt, indem er sich von dem metronomischen Takt abhebt, so lebt die produzierende Regierung nur durch die Wechselbeziehung zur Opposition. Wie groß auch immer die Mehrheit einer Regierung sei, sie wird den Strom, den Rhythmus ihrer Politik immer durch den Takt begrenzt sehen, der ihr durch den gemeinsamen Willen beider Parteien vorgeschrieben ist. Man nennt diese Rücksicht auf die gemeinsame Basis „nationale“ Politik. Sie enthält all das, was allen Engländern letzten Endes erträglich oder gerade zur Not annehmbar erscheint. Das politische Programm, das die jeweilige englische Regierung durchzuführen vermag, das heißt, wenn wir in unserem Bilde bleiben: ihr politischer Rhythmus, vermag sich bis zu einem gewissen Grade von jener gemeinsamen Basis zu entfernen, und er muß sich sogar von ihr entfernen, um produktiv und eigenartig zu sein, aber er wird sich niemals allzu weit von ihr wegbewegen können. Der Rhythmus rankt sich um den Takt, er strebt von ihm weg und trägt uns in seinem Schwunge mit sich, aber er bleibt untrennbar mit ihm verbunden und findet in ihm immer wieder seinen Ruhepunkt. Wo Irrtum oder Uebermut diese Ordnung zu zerstören versuchen, bleibt in der Politik die

Folge nicht lange aus: durch den Wahlgang und den Regierungswechsel wird das Gleichmaß wieder hergestellt. So erklärt sich die Notwendigkeit des Unterschieds zwischen dem, was eine Partei programmatisch fordert und dem, was sie, wenn sie zur Macht kommt, durchzuführen unternimmt. Die englische Politik erscheint uns oft als treulos und unwahr, aber das parlamentarische System Englands würde zu unsinniger Diktatur der Mehrheit und zu einem ewigen Wechsel grundstürzender Gesetze und zu ihrer Wiederaufhebung durch die Nachfolger führen, wenn die englischen Parteien nicht diesen Selbstverzicht übten. Es gelingt ihnen, weil sie die Politik nicht allzu tragisch nehmen, sondern weil sie versuchen, aus ihr nur das nobelste unter den Spielen des Lebens zu machen. Das große Problem des Landes ist, ob seit dem Erstarken der Labour Party die Fortführung des Spiels in seinem alten Sinne möglich ist. Bis heute scheint es, als seien die Labourführer bereit, im überlieferten englischen Zeitmaß, wenngleich in lockerstem Rhythmus, nach alter Weise mitzuspielen.

ENGLISCHE LEBENSFORM

Ob auf dem Fußballplatz, ob in der Music Hall, auf der Straße, auf dem River oder in Westminster, — es ist immer dasselbe Leben, es sind immer dieselben Menschen. Ueberall begegnen wir ihrem Gelächter, ihrer Leichtlebigkeit, ihrer Spielfreude. Die oft so beherrschten, oft äußerlich so strengen Gesichter dürfen uns nicht täuschen. Die paar Engländer, die wir kennen, sind nicht das englische Volk. Wir begegnen der Aeüßerung dieses Temperaments in der Höflichkeit und Gefälligkeit, die den Engländer aller Schichten mit

erstaunlich wenig Ausnahmen auszeichnen; wir begegnen ihr in der unverwüstlichen Gutlaunigkeit der Menge, die sich stundenlang zusammendrängt, wenn es etwas zu sehen gibt, die ihren Humor nicht verliert, auch wenn sie enttäuscht wird, wenn es in Strömen auf sie regnet, wenn die Glieder ermüden, wenn die Verkehrsmittel versagen, wenn es anfängt, denkbar ungemütlich zu werden; wir erkennen den Reiz des Spielerischen in der harmlos-stolzen, lebensfrohen Haltung des Shop-Girls, das fröhlich in Seidenstrümpfen durchs Leben trippelt, als gebe es keine Sorgen, — nirgendwo in der Welt gibt es lustigere Augen, nirgendwo blitzen die Zähne so freimütig aus offenem Munde, echte und falsche, wie in den Londoner Suburbs — und wiederum ist es die Playing Attitude, die dem Flirt, dem Gespräch, der Politik, der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft, — kurz, nahezu allem seine Erdschwere nimmt. Ganz England scheint in schönen Kleidern, in anmutiger Form und in spielerischem Geist zu stecken, selbst der bessere englische Verbrecher macht eine gute Figur und führt eine angenehme Rede. Bis zum Augenblick seiner Verdammung ist er beinahe ein Gentleman. Das Gemeine, das Tragische, das Problematische, das Tiefe des Lebens wird leichtherzig ignoriert, — mindestens wünscht man es nicht an die Oberfläche zu bringen. Hinter dem tändelnden Flirt freilich mag Ehebruch stecken, hinter der Stirn, von der nichts anderes zu kommen scheint als eine belanglose Lobpreisung des Wetters, mögen quälende Sorgen oder erhebende Gedanken wohnen, hinter dem munteren Turnier der politischen Debatte mag ein tiefes politisches Sinnen verborgen sein und die leichtfüßige Muse der englischen Kunst und Literatur mag uns täuschen wie die Muse Mozarts. Fürwahr, der Reichtum britischen Geistes und

nationalen Lebens liegt nicht offen sichtbar für alle, er liegt tief im Innern. Viele, sehr viele mögen keinen Anteil an ihm haben; sie erfreuen sich nur der heiteren Formen, oder nicht einmal das. Hunderttausende begnügen sich mit dem Schmuck des äußeren Scheins: sie tragen gute Kleider, sie pflegen freundliche Sitten, sie machen sich „pleasant“, sie wollen sich selbst und die anderen erheitern, sie behalten ihre Sorgen für sich, sie berühren nur das Erfreuliche, sie lösen das Leben in wohlgefällige Wettkämpfe und unschuldige Debatten auf, sie unterhalten und wollen unterhalten sein. Die Presse, die Unternehmer, die Literaten, die Künstler, — sie alle schwimmen in diesem Strom und indem sie in ihm dahingleiten, verstärken sie in dem Beschauer nur den Eindruck seines raschen Dahinfließens. Das Bedürfnis zur Leichtigkeit wird zwar so nicht erweckt — denn es ist an sich schon vorhanden, — aber es wird verstärkt und immer wieder wachgehalten. Die Theater und die Orchester der großen Städte spielen leichte Weisen, die Künstler aller Art liefern leichte Ware, die Presse stellt das Leben so hin, als gebe es nur Oberfläche. Ein seichtes Geplätscher scheint uns zu umgeben. Selbst die vollendetsten Schriftsteller des Landes schreiben Seite auf Seite, Hunderte um Hunderte, ohne daß wir oft etwas anderes zu vernehmen glauben als dieses ewige Geplätscher. Sie erzählen von tausend Dingen, von allen Dingen, sie plaudern und plaudern.

Wer nichts anderes sieht und liest und weiß als dies, wer vom englischen Leben nur die Oberfläche und von der Playing Attitude nur Kricket und Fußball kennt, hat allen Grund, bestürzt zu fragen: was soll das alles, sind diese Menschen alle wertlos? Sind sie alle dumm und leer und nur wir andern gescheit und tief? Besteht England aus Millionen, aus fast

vierzig Millionen Narren und nur einer Handvoll Menschen, mit denen zu reden sich lohnt? Sind sie alle Einfaltspinsel, mit denen man allenfalls ein Geschäft machen oder ein Match spielen kann, aber nichts anderes? Es gibt Engländer, die sich selbst diese Frage stellen und die sie bejahen, aber es gibt in jedem Volk nicht wenige, die von ihrer eigenen Nation am wenigsten verstehen. Die englische Lebensform ist schwerer zu erfassen, als die meisten Europäer sich das vorstellen. Man ist sich darüber einig, daß das, was man die englische Mentalität nennt, und vollends die englische Politik, sehr schwer zu erklären sei, aber der Lebensstil, so glaubt man wohl, — wer d e n nicht begriffe! Ich selbst finde, daß es gerade umgekehrt ist, — nichts ist trügerischer als das äußere Bild, das der Lebensstil dem flüchtigen Beschauer zu bieten scheint. Der „Stumpfsinn“ des Engländers, der ein Sportsnarr und nichts anderes sei, ist geradezu sprichwörtlich. Wie einfach ist es doch zu sagen: dieses Volk hat kein geistiges Interesse. Sein Interesse ist freilich anderer Art, es äußert sich anders, es liegt in einer anderen geistigen Kategorie. Wir verlangen verschiedene Dinge vom Leben. Nicht einmal im Sport stimmen wir überein. Das Prinzip der Erziehung ist durchaus verschieden, die Methode des Arbeitens ist verschieden, der Denkprozeß ist verschieden. Der Engländer denkt und arbeitet intuitiv, der Deutsche vorwiegend methodisch. Selbst wenn es nicht so bequem wäre, nichts zu wissen, so würde der Engländer seinen eigentlichen Wert, seine intuitive Kraft, gefährden oder zerstören, wollte er plötzlich zur deutschen Methode übergehen. Intuition ist unmöglich bei einem Uebermaß an Nachdenken und Wissen. Intuition ist ebenso unmöglich bei einem Uebermaß an Selbstkritik und Selbstzerfleischung. Instinkt ist ein Geschenk der



ETON BOYS

Natur. Die Pflege des Natürlichen ist der tiefere Sinn alles englischen Lebens. Der Ausgleich zwischen Körper und Geist ist das höchste englische Ziel. Der Puritanismus hat am meisten dazu beigetragen, uns — und die Engländer selbst — über die natürliche Form des englischen Lebensstils zu täuschen, während die enorme und plötzliche Vermehrung des industrialisierten Volkes alle Schwächen und Mängel der englischen Art ins Riesenhafte vergrößert hat.

Die Simplität der englischen Denkweise und der geistigen Ansprüche hat uns vollends mißleitet, denn die Engländer behielten gerade in der Kunst und Literatur die anspruchslose Lebensform der *Playing Attitude* bei, und sie taten das in einer Zeit, wo in anderen Ländern das Bedürfnis nach etwas Neuem, „Größerem“, eine Komplizierung des Denkprozesses, der Sprache und des künstlerischen Ausdrucks mit sich brachte, die an die Auffassungsgabe nicht mehr ganz alltägliche und sicherlich nicht immer vernünftige geistige Ansprüche stellte. Dahin können und wollen die Engländer nicht folgen. Die im kontinentalen Sinn moderne Richtung, besonders in der Literatur, ist der ursprünglichen englischen Natur so entgegengesetzt, daß sie nur in kleinen Kreisen ein Echo findet. Es gibt eine Anzahl *Highbrows*, die literarisch und künstlerisch experimentieren, aber sie spielen weder eine große Rolle, noch haben sie viel Aussicht, dies künftig zu tun, denn was sie tun, ist gekünstelt, nicht natürlich, nicht naiv, nicht englisch. So mußte sich das Urteil des Kontinents in diesen Dingen notwendigerweise besonders streng gegen England richten, denn England erschien in diesem Sinn rückständig und steril. Die ältere englische Generation hat überdies, besonders in künstlerischen Dingen und vor allem in der Musik, vielfach einen Stil, der sich nur mit dem gedrehten

Zierat deutscher Möbel aus den achtziger Jahren vergleichen läßt. Sie sind das Gegenstück der Highbrows (auf der anderen Seite) und die Existenz dieser Richtung macht es begreiflich, warum in den letzten sechzig Jahren der Respekt vor der künstlerischen Kraft Englands gering war. Sie hatten sich von der wahren Natur des Volkes ebenso weit entfernt, wie das heute die Hochintellektuellen tun. Nur noch die „schöne Form“, die Gefälligkeit im Anzug, in der Haltung und in der Geste schienen übriggeblieben zu sein. Doch es sind Jüngere vorhanden, die es anders wollen.

EIN AUSBLICK

Es bahnt sich etwas Neues an in England — und selbst heute schon kann man den Highbrows, den allzu Gescheiten und allzu Kulturbesessenen in anderen Ländern berichten, daß es trotz allem auch in England zwischen einem Fußballmatch und einer Wagneroper noch einen gewissen Unterschied gibt. Aber das eine bleibt zu bedenken: mehr als in irgendeinem anderen der großen Länder ist in England der gemeinsame Ursprung der vorwiegend muskulären und der vorwiegend künstlerischen Spiele heute noch — oder wohl besser: heute wieder — klar erkennbar. Ein Game im Sinne des Sports und ein Play im Sinne der Kunst verdanken ihre Entstehung und ihre Würdigung letzten Endes der gleichen menschlichen Freude an Betätigung und die Zusammenhänge mögen dort am deutlichsten sein, wo die körperliche und die künstlerische Leistung unmittelbar miteinander verschmolzen sind wie bei den Volkstänzen. Die Erregung der Sinne der Beschauer aller solcher Vorführungen variiert nur in der

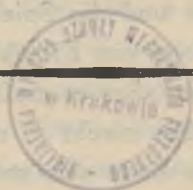
Nuance und im Grade. Und wiederum zeigt sich in England bei den Darbietungen, die, wie dramatische und andere Theaterstücke, einen besonders starken intellektuellen Einschlag haben, daß ihr Wesen für den Briten im Spielerisch-Leichten liegt. Bernard Shaw ist für den Engländer kein Dramatiker und auch kein Dichter im kontinentalen Sinn, sondern ein Playwright, ein Stückeschreiber. Seine Muse marschiiert nicht in schwerem Kothurn, sondern Shaw plaudert leicht und elegant über Welt und Leben, und es ist gerade die köstliche Verbindung zwischen der Flüssigkeit seiner amüsanten Dialoge und der moralischen, erzieherischen Tendenz, auf der seine Wirkung in England beruht, während man sich in Deutschland darüber den Kopf zerbricht, ob er ein „Dichter“ sei. Shaw selbst mag wohl sagen: du lieber Gott, ich bin ein Journalist! Selbst ein Shakespeare wäre in England unmöglich, wenn seine ungeheuerliche Dramatik nicht unablässig menschlich-englisch aufgelockert wäre, und die spielerische Form, in der die englische Bühne seine Werke darbietet, steht in merkwürdigem Kontrast zu dem pompösen Ernst der durchschnittlichen deutschen Inszenierung. „Das eigentlich Weltfreudige, menschlich Losgebundene, renaissancemäßig Freie“, sagt Friedrich Gundolf, indem er über die Aufnahme Shakespearescher Stücke im 17. Jahrhundert in Deutschland spricht, „war ins Deutsche nicht zu übertragen, weil es gar keine entsprechenden Seelenwerte dafür gab.“ Oder wie ein Engländer damals selbst fand: „Der Deutsche ist zu heilig, denn er stellt auf jeder gewöhnlichen Bühne Dinge dar, die der Prediger von seiner Kanzel verkünden sollte.“ Vom Geist des siebzehnten Jahrhunderts ist an der Oberfläche des heutigen England nur noch wenig sichtbar. Inzwischen hat es eine Zeit

gegeben, wo der Brite an „Heiligkeit“ die anderen Nationen in den Schatten stellte, aber in der Tiefe blieben die kulturellen Schätze unversehrt und eine neue Periode der Vermenschlichung scheint anzubrechen. Die englische Renaissance ist eine Kultur des Rittertums und des Hofes genannt worden, und Georg Brandes hat entdeckt, daß Shakespeare ein Feind des Plebs gewesen sei. Ist das nicht eine Uebersteigerung um des Prinzips willen? Das Volkslied, der Volkstanz und das Volkstheater jener Zeit scheinen solcher Deutung zu widersprechen. Wenn England eine neue kulturelle Renaissance beschieden sein sollte, so wird sie jedenfalls mit Lords und Rittern wenig zu tun haben, sie wird auch nicht das Erzeugnis einer gehobenen Schicht von Intellektuellen sein, sondern sie wird aus den Urgründen des Volkes selbst aufsteigen: aus der Atmosphäre, in der gesungen, getanzt, gelacht und gespielt wird. Und wenn man an diese Zusammenhänge glaubt, dann hat die Bewegung, über die auf diesen Blättern berichtet wird, einen tieferen Sinn, als diejenigen selbst ahnen, die sich ihr hingeben. Der Puritanismus und danach die übersteigerte Industrialisierung haben eine mächtige Lavaschicht über einst fruchtbare Aecker gelegt. Vom Muckertum kann man sich einigermaßen leicht befreien, aber die unsinnige Vermehrung des Volkes, die nichts anderes ist als eine gigantische Vermehrung des Proletariats, hat jeden Erneuerungsprozeß unendlich erschwert. Kricket, Golf, Lawn Tennis, Bowls, gemischtes Baden, Jazz Bands, Tanzen und Community Singing sind die wichtigsten der Attraktionen, die das Parks Committee des London County Council für den Sommer 1927 zur Erheiterung der Massen in den Londoner Parks eingerichtet hat. Nimmt man eine Million Radioapparate, Tausende von Kinos, Hunderttausende von Grammophonen, Music Halls und

Varietés hinzu, so hat man tatsächlich ein komplettes Kulturbild, wie es Millionen erfreut und wie es typisch zu sein scheint für das moderne England. Wer heute London besucht oder wenigstens die englische Presse liest, muß notwendigerweise zu dem Eindruck kommen, daß dies alles typisch englisch und daß es allein typisch sei für England, für seine Bedürfnisse und für seine Möglichkeiten. Gewiß, das populäre Urteil konzidiert England ein paar Scholars, ein paar Gelehrte, ein paar Künstler, ein paar Kulturschwärmer, aber im übrigen, so meint man, gibt es nur Sportfeste, Musical Comedies und sonstige Narreteien. Ein Land, eine Weltstadt, ein Volk, das solchen Eindruck macht, wird sich zum guten Teil selbst dafür zu tadeln haben. Aber wahrhaftig, es verlohnt sich, durch diesen Schleier hindurchzusehen.

Die neue Bewegung bedeutet vielleicht nicht mehr als ein momentanes Aufleuchten. Vielleicht erstickt die wiedererwachende Volkskultur und die Spielfreude der Amateure in einer ungeheuren Woge von Kitsch und Geschmacklosigkeit. Es kann so kommen, aber es muß nicht so kommen und die Geschichte des Volkes macht es nicht sonderlich wahrscheinlich, daß dies das Ende sein müsse. Der Drang nach Selbstrealisierung, nach Selbsterfüllung, die produktive Tendenz der Playing Attitude ist zweifellos echt, spontan und stark. Das mindeste, was dabei erreicht wird, ist, daß das kulturelle Leben des Landes eine viel breitere Schicht des Volkes erfaßt als in den letzten hundertfünfzig oder zweihundert Jahren. Es wird keine „Spitzenleistung“, keine äußerste intellektuelle Tat sein, aber die trostlos große Distanz zwischen denen, die sich für die eigentlichen Kulturträger halten, und der großen Masse des Volkes, in deren Schoß das geistige Erbe immerdar ruhen muß, wird sich für

eine Spanne Zeit wesentlich vermindern. Das Volk wird wieder unmittelbaren Anteil nehmen und aus der Berührung mit den innersten Kräften der Nation mag Großes entstehen. Diese Berührung allein hat die Wunder der Elisabethanischen Periode möglich gemacht. Was England damals schuf, war gemeingütig, im höchsten Sinne übernational, schlechthin menschlich. Das puritanische England dagegen blieb uns anderen Europäern unverständlich, es erzeugte oder begünstigte jene nationale Eigenart und Einzigartigkeit, auf die sehr viele Engländer heute noch so stolz sind, die aber die herrschende Schicht von den Massen ihres eigenen Volks ebenso weit trennte, wie sie von uns anderen getrennt wurde. Wenn die Völker den Weg zu ihrem ursprünglichsten Selbst zu finden vermögen, so wird uns allen das Verstehen sehr viel leichter fallen. Schließlich hat auch die Kultur das Anrecht, daß man ihr Fair Play gewähre.



Im gleichen Verlag erschienen:

RUDOLF KIRCHER

ENGLÄNDER

STAATSMÄNNER / UNTERNEHMER / DENKER

32 ganzseitige Bildtafeln in Kupfertiefdruck

Broschiert Mark 10.— / Ganzleinen Mark 12.50

Rudolf Kircher gibt in glänzender Form eine umfassende Schilderung der Personen, die heute wichtig für das englische geistige Leben sind. Eine klare, grundgescheite, überlegene Darstellung, ein rundes Bild der englischen Oeffentlichkeit. Bewundernswürdig ist die souveräne Kenntniss, die er von englischen Dingen hat. Die schöpferische Illustration ist hier mit einer seltenen Vollkommenheit angewendet. Die geniale Ausnutzung der Photographie bildet ein besonderes Meisterstück in diesem wirklich ausgezeichneten Buche.

Berliner Tageblatt

Kirchers „Engländer“ sind das Beste, was in der neueren Zeit über England überhaupt geschrieben wurde. Jeder Deutsche sollte dieses hochinteressante und meisterhafte Werk lesen. Er soll es nicht nur, er muß es sogar.

Neue Leipziger Zeitung

Der Verfasser hat offene Augen und besitzt die Kunst, Menschen zu charakterisieren, in hohem Grade. Seine Persönlichkeitsschilderungen sind wahre Kabinettsstücke.

Basler Nachrichten

Eine vorzüglich geschriebene Folge von literarischen Federzeichnungen unserer prominenten englischen Zeitgenossen!

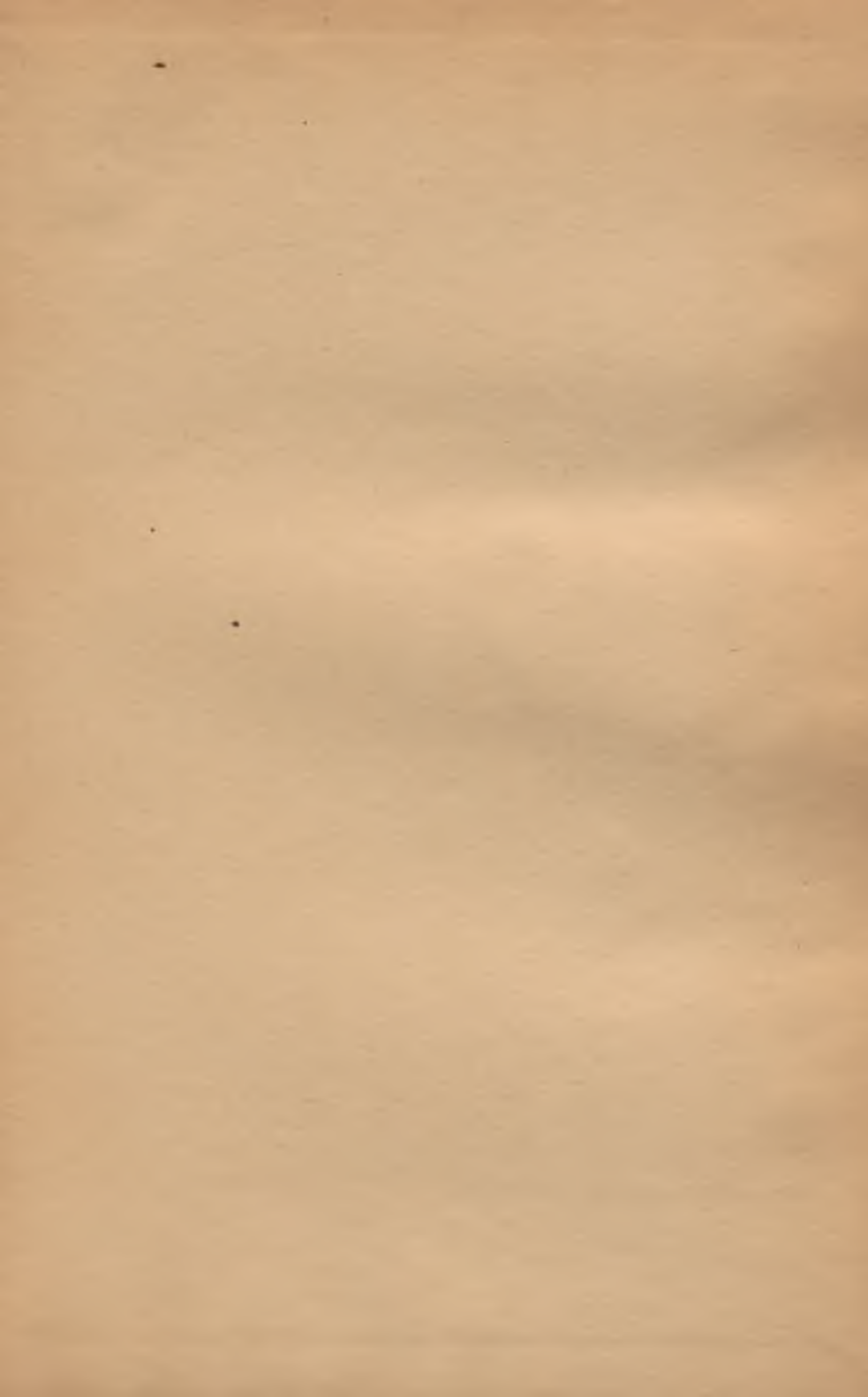
Times, London

Die Engländer in ihrer Gesamtheit haben allen Grund, Kircher dankbar zu sein für die köstlichste Reihe von Studien, die je eine deutsche Feder über England schrieb.

Observer, London

ENGLÄNDER

TEXT UND BILDER WURDEN GEDRUCKT IN DER
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H., FRANKFURT AM MAIN
UMSCHLAG UND EINBAND ENTWORFEN VON ALBERT FUSS
DIE BILDER SIND TEILS PRIVATAUFNAHMEN, TEILS VON SPORT & GENERAL, LONDON
UND LONDON NEWS AGENCY



KOLEKCJA
SWF UJ

BIBLIOTEKA
SZKOŁY WYCHOWANIA FIZYCZNEGO
W KRAKOWIE

5417

Biblioteka Gl. AWF w Krakowie



1800062668